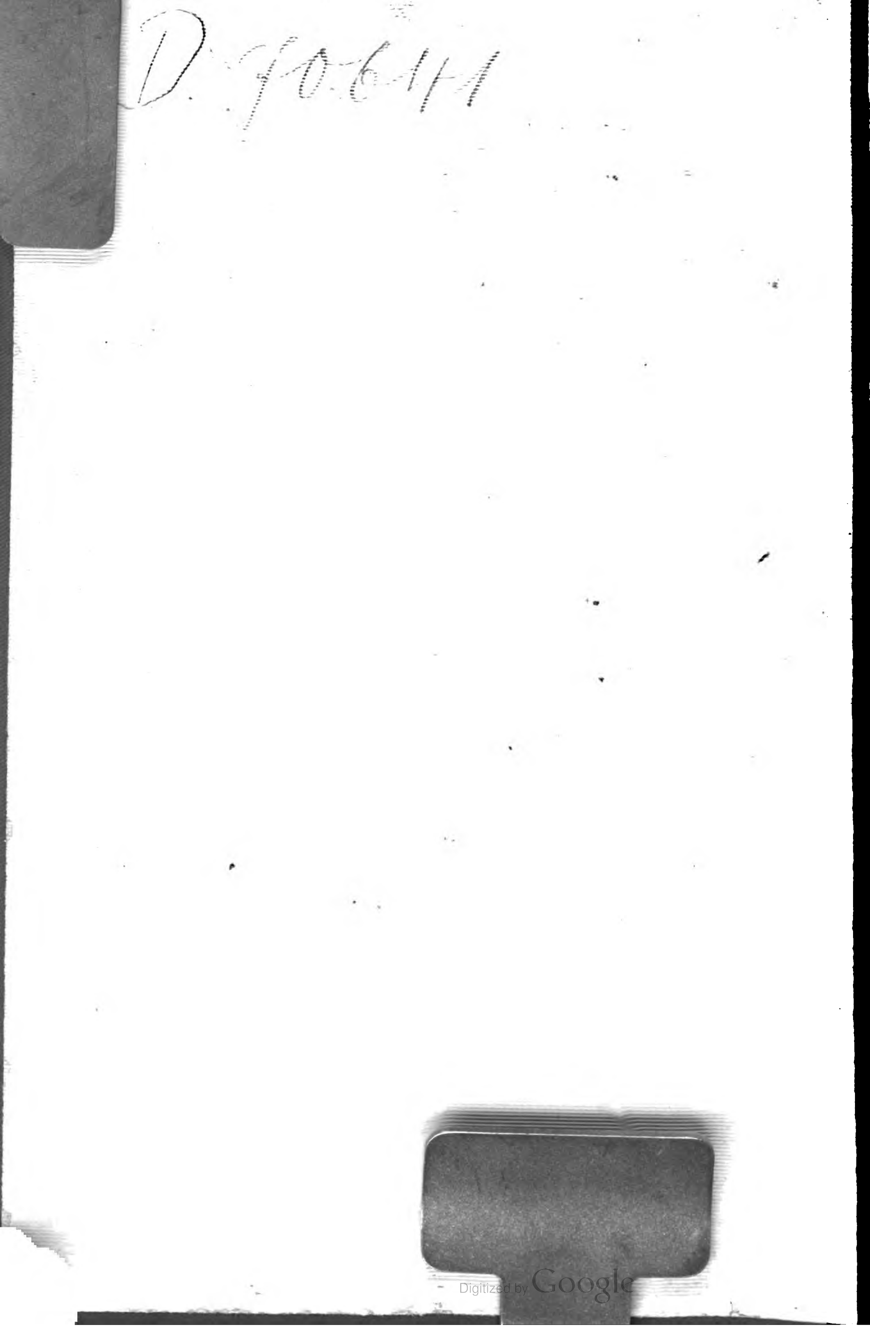
Notowitsch,
Die Lücke
im Leben Jesu



Die Lücke im Leben Jesu.



Witz, Ch. Alphonse: **Keine Lücke im Leben Jesu.** Antwort auf die Schrift von N. Notowitsch: Die Lücke im Leben Jesu. Wien 1895, **Konegen.** (81 S.) 75 Kr. = 1,50 M.

Wir müssen dem Verf., einem angesehenen ev. Geistlichen Wiens, das Vertrauen entgegenbringen, daß er es nicht ohne ernstliche Gründe für nötig erachtet hat, gegen das Buch von Notowitsch (derselbe will in einem buddhistischen Kloster in Kaschmir auf das Leben Jesu bezügliche, ganz wenige Jahre nach Jesu Tod abgefaßte Denkwürdigkeiten gefunden haben, die uns belehren, daß Jesus in seiner Jugendzeit jahrelang in Indien war, Buddhismus mit der jüdischen Religion verquickt habe ꝛc.) in einem öffentlichen Vortrag Stellung zu nehmen — der Wiener christlichen Bevölkerung wird dadurch kein günstiges Zeugnis ausgestellt. Jedenfalls aber kann man sich freuen, daß dadurch e. Schriftchen entstanden ist, welches diejenigen, die der genannten Schrift gegenüber ratlos sind oder gar der Meinung, daß solche Enthüllungen sich bewahrheiten werden, das Haltlose derselben überzeugend vorführt. Schon die Revue der Besprechungen, welche N. Buch erfahren hat, zeigt, wie vernichtend das Urteil der gesamten wissenschaftlichen Kritik über den Wert desselben lautet. Aber wichtiger ist der positive Teil, in welchem Verf. aufzeigt, welches denn die Quellen gewesen seien, aus denen Jesus geschöpft habe. Es werden deren zwei genannt: eine menschliche und eine göttliche, insofern wir bei der geistigen Entwicklung Jesu „mit zwei maßgebenden Faktoren" zu rechnen haben, „mit der eignen Individualität des Herrn und mit der göttlichen Unterweisung durch den Geist des Vaters." Es ist ein warmer Ton, der durch diese Darlegungen geht. Züge von treffender Beobachtung begegnen uns in dieser Schilderung des individuellen Werdeprozesses Jesu und seines Heranreifens an der alttestl., insonderheit der prophetischen Offenbarung. Aber macht man ernst mit der ausschließlichen Durchführung der beiden von Witz hervorgehobenen Faktoren — Verf. thut es in der weiteren Ausführung selbst nicht immer, auch in sonstigen Kundgebungen nicht — so wäre Jesus nicht specifisch von den Propheten unterschieden, er wäre nicht mehr — Gottes Sohn. Prof. Dr. F. W.

Die Lücke im Leben Jesu.

Aus dem Französischen

des

Nikolaus Notowitsch.



Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1894.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Einleitung 1

Reise nach Tibet 7

Ladak 58

Ein Fest in einem Gonpa 73

Das Leben des heiligen Issa 97

Résumé 138

Erklärende Bemerkungen 179

Einleitung.

Seit dem türkischen Krieg (1877—1878) habe ich eine Reihe von Orientreisen unternommen. Nachdem ich alle, auch noch so wenig bemerkenswerten Oertlichkeiten der Balkanhalbinsel besucht hatte, reiste ich mitten durch den Kaukasus nach Zentralasien und Persien, und zuletzt, im Jahre 1887, brach ich nach Indien auf, dem bewundernswürdigen Lande, welches mich seit meiner Kindheit anzog.

Der Zweck dieser Reise bestand darin, an Ort und Stelle die Völker, welche Indien bewohnen, ihre Sitten, die großartige und geheimnisvolle Archäologie, sowie die riesige und hoheitsvolle Natur dieses Landes kennen zu lernen und zu studiren. Da ich ohne festen Plan von einem Ort zum andern schweifte, so kam ich bis nach dem bergigen Afghanistan, von wo aus ich Indien durch die malerischen Gebirgspässe des Bolan und Guernaï wieder erreichte. Dann ging ich den Indus stromaufwärts bis Rawal-Pindi; zog

durch Pendschab, das „Land der fünf Ströme"; besuchte den goldenen Tempel von Amritsar, das Grab des Königs von Pendschab, Randschit Singh, bei Lahore, und wandte mich nun gegen Kaschmir, „das Thal des ewigen Glücks". Dort fing ich meine Wanderzüge, indem ich mich von meiner Wißbegierde leiten ließ, von neuem an, so daß ich bis nach Ladak kam. Ich war willens gewesen, von letzterem aus durch Karakorum und Turkestan nach Rußland zurück zu kehren.

Im Verlauf eines Besuchs, den ich eines Tages einem auf meinem Wege gelegenen buddhistischen Kloster abstattete, erfuhr ich vom obersten Lama, daß in den Archiven von Lassa überaus alte Denkwürdigkeiten seien, welche sowohl auf das Leben Jesu Christi, als auch auf die Völker des Westens Bezug hätten; ferner, daß gewisse große Klöster Abschriften und Uebersetzungen dieser Jahrbücher besäßen.

Da es wenig wahrscheinlich war, daß ich noch einmal eine Reise in jene Länder machen würde, so beschloß ich, meine Rückkehr nach Europa auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben, und — koste es was es wolle — entweder diese Abschriften in großen Klöstern aufzufinden, oder Lassa zu erreichen, eine Reise, die bei weitem nicht so gefährlich und schwierig ist, als man das zu versichern liebt; mehr noch, ich war an jene Art Gefahren so gewöhnt, daß sie mich nicht veranlassen konnten, nur einen Schritt zurück zu weichen.

Während meines Aufenthaltes in Leh, der Hauptstadt von Ladak, besuchte ich das große, in der Nähe der Stadt gelegene Kloster Himis. Der Oberlama dieses Hauses teilte mir mit, daß die Klosterbibliothek einige Kopien der in Frage stehenden Handschriften enthielte. Um nicht den Verdacht der Behörden bezüglich des Gegenstands meines Besuchs im Kloster zu erwecken, und um in meiner Eigenschaft als Russe keine Hindernisse bei einer späteren Reise nach Tibet zu finden, gab ich, nach Leh zurückgekehrt, bekannt, ich verreiste nach Indien, und verließ wiederholt die Hauptstadt von Ladak. Ein unglücklicher Fall, infolge dessen ich mir das Bein brach, lieferte mir auf völlig unerwartete Weise einen Vorwand, um ins Kloster zurück zu gehen, wo man mir die erste ärztliche Hilfe leistete. Ich benützte meinen kurzen Aufenthalt unter den Lamas, die Einwilligung des Oberlamas auszuwirken, daß man mir die auf Jesus Christus bezüglichen Handschriften aus der Bibliothek herbeibrachte. Unter dem Beistand meines Dolmetschers, welcher mir die tibetanische Sprache übersetzte, zeichnete ich das, was mir der Lama vorlas, sorgfältig in meinem Taschenbuche auf.

Da ich durchaus keinen Zweifel in die Aechtheit dieser von brahmanischen und hauptsächlich von buddhistischen Geschichtsschreibern aus Indien und Nepal mit großer Genauigkeit abgefaßten Chronik setze, so wollte ich, nach Europa zurück-

gekehrt, deren Uebersetzung veröffentlichen. Zu diesem Zwecke wandte ich mich an mehrere, allgemein bekannte Geistliche, und bat sie, meine Aufzeichnungen durchzusehen und mir zu sagen, was sie davon dächten.

Msgr. Platon, der berühmte Metropolit von Kiew, war der Meinung, dieser Fund wäre von großer Wichtigkeit. Er riet mir indessen ab, die Denkwürdigkeiten erscheinen zu lassen, weil er glaubte, daß ihre Veröffentlichung mir nur schaden könnte. Warum? ... Dieses mir auf eine deutlichere Weise zu sagen, weigerte sich der ehrwürdige Prälat. Gleichwohl entschloß ich mich zu warten, da unsere Unterredung in Rußland stattfand, wo die Zensur ein derartiges Werk mit ihrem Veto belegt hätte.

Ein Jahr darauf befand ich mich in Rom. Dort ließ ich mein Manuskript einen Kardinal sehen, der beim Heiligen Vater sehr angesehen ist. Er antwortete mir wörtlich folgendes: „Wozu ist es gut, das drucken zu lassen? Niemand wird ihm eine große Bedeutung beilegen, und Sie werden sich eine Menge Feinde schaffen. Indessen, Sie sind noch sehr jung! Wenn es eine Geldfrage ist, auf die es Ihnen ankommt, so könnte ich Ihnen für Ihre Aufzeichnungen eine Belohnung erbitten — eine Belohnung, die Sie für die gemachten Ausgaben und die verlorene Zeit entschädigen würde.“ Natürlich lehnte ich ab.

In Paris sprach ich über mein Projekt mit dem Kardinal Rotelli, mit welchem ich in Kon-

stantinopel Bekanntschaft gemacht hatte. Auch er that Einspruch, daß ich meine Arbeit drucken ließe, indem er vorgab, sie wäre verfrüht. „Die Kirche," fügte er bei, „leidet allzusehr unter der neuen Strömung von atheistischen Ideen, und Sie werden den Verleumdern und Verächtern der evangelischen Lehre nur neue Nahrung geben. Ich sage Ihnen das im Interesse aller christlichen Kirchen."

Hierauf besuchte ich Herrn Jules Simon. Er fand meine Mitteilung sehr interessant und empfahl mir, die Ansicht des Herrn Renan einzuholen über den besten Weg, diese Aufzeichnungen zu veröffentlichen.

Gleich den andern Tag saß ich im Arbeitszimmer des großen Philosophen. Am Schlusse unserer Besprechung machte mir Herr Renan den Vorschlag, ihm die in Frage stehenden Schriften anzuvertrauen, damit er darüber einen Bericht an die Akademie erstatten könnte. Dieses Anerbieten war, wie man leicht begreift, sehr verlockend und schmeichelte meiner Eigenliebe; gleichwohl nahm ich das Werk mit fort, unter dem Vorwand, es noch einmal durchzusehen. In der That sah ich aber voraus, daß ich im Falle der Annahme des Vorschlags nichts davon hätte, als die Ehre, die Chronik entdeckt zu haben, während dem berühmten Verfasser des „Lebens Jesu" der ganze Ruhm der Veröffentlichung und der Erklärungen zu teil würde. Nun denn, ich hielt mich für hinlänglich

gut vorbereitet, um die Uebersetzung der Chronik, mit meinen Noten versehen, selbst zu veröffentlichen, und ich lehnte das mir gewordene, sehr gefällige Anerbieten ab. Allein um die Empfindlichkeit des großen Meisters, den ich tief verehrte, nicht zu verletzen, beschloß ich, seinen Tod abzuwarten, welches fatale Ereignis in Anbetracht der allgemeinen Schwäche des Herrn Renan nicht lange auf sich warten lassen sollte. Kurze Zeit nach Herrn Renans Tod schrieb ich an Herrn Jules Simon, um ihn um seinen Rat zu bitten. Er antwortete, das Urteil darüber, ob es zeitgemäß wäre, die Abhandlung erscheinen zu lassen, stünde mir zu.

Ich brachte daher Ordnung in meine Aufzeichnungen und lege sie hiemit der Oeffentlichkeit vor, indem ich mir das Recht vorbehalte, die Aechtheit dieser Chroniken zu beweisen. In meiner Auslegung entwickle ich die Schlüsse, welche uns von der Aufrichtigkeit und dem guten Glauben der buddhistischen Kompilatoren überzeugen müssen. Ich füge bei, daß die gelehrten Gesellschaften, bevor sie an die Kritik meiner Mitteilung gehen, es wohl ermöglichen dürften, ohne viele Kosten eine wissenschaftliche Expedition auszurüsten, die den Auftrag mitnähme, die Handschriften an Ort und Stelle zu studiren und deren historischen Wert zu beglaubigen.

Nikolaus Notowitsch.

Reise nach Tibet.

Während meines Aufenthalts in Indien hatte ich häufig Gelegenheit, mich mit Buddhisten zu unterhalten; und die Erzählungen, die sie mir über Tibet machten, waren dazu angethan, meine Wißbegierde dermaßen anzuregen, daß ich eine Reise nach diesem noch wenig bekannten Lande beschloß. Zu diesem Zweck wählte ich eine Route, die sich quer durch das Land Kaschmir richtete, das zu besuchen ich mir schon seit langem vorgenommen hatte.

Am 14. Oktober 1887 stieg ich in ein, durchaus von Militärs besetztes Eisenbahncoupé und begab mich von Lahore nach Rawal-Pindi, wo ich tags darauf gegen die Mittagszeit eintraf. Nachdem ich etwas ausgeruht und die Stadt, der ihre ständige Garnison das Aussehen eines Feldlagers verleiht, besucht hatte, kaufte ich die Gegenstände ein, welche ich auf einer Straße nötig hatte, auf der man anstatt der Eisenbahn noch Pferdefuhr-

werk im Gebrauch hat. Mit Hilfe meines Dieners, eines Negers aus Pondichery, packte ich mein ganzes Reisegerät, mietete eine Tonga (eine Art zweiräderigen, von zwei Pferden gezogenen Fuhrwerks), und nachdem ich mich auf der hinteren Polsterbank niedergelassen, begann ich auf der malerischen Straße dahin zu rollen, die in der Richtung nach Kaschmir führt.

Unsere Tonga nahm auf dieser prächtigen Straße bald einen sehr raschen Gang an. Mit großer Gewandtheit mußten wir uns mitten durch eine große Karawane hindurchwinden, die aus einem militärischen Convoi bestand, dessen Gepäck, auf dem Rücken von Kamelen transportirt, zu einer aus dem Lager in die Stadt heimmarschirenden Abteilung gehörte. Das Thal von Pendschab nahm in kurzem ein Ende, und indem wir einen Weg mit zahllosen Krümmungen emporkletterten, traten wir in das Gewirre der Berge ein, die dem Himalaya vorgelagert sind. Die Abhänge wurden stets abschüssiger. Hinter uns entrollte sich das liebliche Panorama der Gegend, durch die wir gekommen waren, und die sich zu unseren Füßen je mehr und mehr verschlechterte. Die Sonne entzündete mit einem letzten müden Blick feurige Gluten auf den Gipfeln des Gebirgs, als unsere Tonga lustig aus den Zickzackwindungen hervorkam, die sie auf den Rücken eines waldigen Berges zeichnete, an dessen Fuß sich die kleine Stadt Mure so behaglich hingebettet hat; dort

ist's, wo ganze Familien von englischen Beamten im Sommer ein wenig Schatten und Erfrischung suchen.

Gewöhnlich kann man von Mure bis nach Srinagar in der Tonga reisen; aber wenn der Winter herannaht, die Jahreszeit, zu der alle Europäer Kaschmir verlassen, dann wird der Tongafahrdienst eingestellt. Ich unternahm meine Reise genau im Augenblick, da der Verkehr anfing, etwas schwächer zu werden, was die Engländer, die mir auf ihrer Route begegneten, indem sie nach Indien zurückkehrten, überaus befremdete. Sie strengten sich vergeblich an, den Zweck meiner Reise nach Kaschmir zu erraten.

Da die Landstraße zur Zeit meines Reisebeginns noch nicht gänzlich ausgebaut war, so mietete ich Reitpferde, jedoch mit vielen Schwierigkeiten. Der Abend war schon herangekommen, als wir von Mure, das in einer Höhe von 5000 Fuß liegt, ins Thal hinab zu reiten begannen. Dieser Ritt auf einer dunklen Straße, mit von den letzten Regengüssen ausgehöhlten Geleisen, hatte nichts Spaßhaftes an sich; unsere Pferde errieten den Weg viel mehr, als sie ihn sahen. Bald ward es vollständig Nacht; ein Gewitterregen überraschte uns auf freiem Felde, und dank den dichtbelaubten, mehr als hundertjährigen Eichen, welche unsere Straße einsäumten, waren wir sehr bald in unergründliche Finsternis eingetaucht. Wir riefen uns deshalb während der

ganzen Dauer des Ritts mit lauter Stimme an, um nicht Gefahr zu laufen, daß einer den andern verliere. In dieser undurchdringlichen Dunkelheit konnten wir schwere Felsenmassen, die beinahe über unseren Häuptern hingen, nur ahnen; links an der Straße brauste ein Wildbach; er bildete einen Wasserfall, den uns die Bäume verbargen.

Ungefähr zwei Stunden patschten wir im Kot daher, während ein eisiger Regen uns bis aufs Mark durchnäßte, als wir von ferne ein kleines Feuer wahrnahmen, das unsere Kräfte wieder bedeutend hob. Aber wie doch solche Feuer inmitten der Berge trügerisch sind! Man glaubt, eines ganz nahe brennen zu sehen; da verschwindet es ganz plötzlich, um bald rechts, bald links, bald ober, bald unter euch wieder zu erscheinen, gleichsam als fände es Vergnügen daran, mit dem abgematteten Reisenden sein Spiel zu treiben. Die ganze Zeit über macht nämlich der Weg tausend Krümmungen und Zickzackwendungen, während das Feuer unbeweglich bleibt und nur einem fortwährenden Ortswechsel ausgesetzt zu sein scheint. Uns aber hindert die Dunkelheit, zu erkennen, daß in der That wir selbst jeden Augenblick unsere Richtung verändern.

Ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, diesem so sehr ersehnten Feuer näher zu kommen, als es neuerdings erschien und diesesmal so hart neben uns, daß unsere Pferde von selbst stehen blieben.

Hier muß ich den Engländern meinen auf-

richtigsten Dank abstatten für die Vorsorge, die sie bewiesen, indem sie auf allen Landstraßen Bengalows erbauten, — eine Art Haus, nur aus einem Erdgeschoß bestehend und dazu bestimmt, die Reisenden vor Wind und Wetter zu schützen. Es ist richtig, daß man in dieser Art von Gasthöfen keine Bequemlichkeit verlangen darf. Das ist übrigens ein Ding, an welches der von Müdigkeit zerschlagene Reisende nicht einmal denkt; er ist auf der höchsten Stufe des Glücks, wenn er ein reines und trockenes Zimmer zu seiner Verfügung findet.

Ohne Zweifel rechneten die Hindus nicht darauf, in so vorgerückter Nachtstunde und zu solcher Jahreszeit einen Reisenden ankommen zu sehen; denn sie hatten die Schlüssel des Bengalows fortgenommen. Wir mußten die Thüre desselben sprengen. Ich ließ mich aufs Bett niederfallen, das man mir bereitete und das aus einem vom Wasser durchweichten Kopfkissen und Teppich bestand. Bei Tagesanbruch, nachdem wir Thee und ein wenig Konserven genossen hatten, zogen wir unsern Weg weiter, überflutet von den brennenden Strahlen der Sonne. Dann und wann begegneten wir Dörfern, zuerst in einem prächtigen Bergeinschnitt, später längs der Straße, die im Schoße des Gebirgs ihre Schlangenwindungen beschreibt. Endlich ritten wir hinab bis zum Fluß Dschelam, dessen Gewässer anmutig inmitten steiler Felsenwände hinfließen, welche seinen Lauf ver-

sperren; zwischen Bergschluchten, deren Gipfel an mehreren Stellen beinahe das azurne Gewölbe des Himmels berühren, der über den Himalaya gebreitet ist und der sich dort merkwürdig rein und heiter zeigt.

Gegen Mittag kamen wir in einem Weiler Namens Tong an, der am Ufer des Flusses liegt und eine einzige Reihe von Hütten darstellt. Diese schauen aus wie Kisten, die auf der Vorderseite offen sind. Man verkauft darin Eßwaren und allerlei Kleinkram. Die Hindus, die auf der Stirne die verschieden gefärbten Zeichen ihrer Kaste tragen, vermehren sich dort immer mehr; man sieht auch schöne Kaschmirmänner, in lange weiße Hemden gekleidet und mit gleichfalls weißen Turbanen.

Hier mietete ich um billigen Preis das indische Cabriolet eines Kaschmiriers. Ein solches Fahrzeug ist derart gebaut, daß man, um droben sitzen zu können, die Beine auf türkische Manier kreuzen muß, und die Bank ist so schmal, daß gerade zwei Personen darauf Platz finden. Der Mangel einer Lehne macht diese Art Fuhrwerk sehr gefährlich. Da ich jedoch das Ziel meiner Reise so schnell wie möglich zu erreichen wünschte, so zog ich gleichwohl jenes kreisförmige, auf Räder gestellte Brett einem Reitpferd vor. Kaum aber war ich einen halben Kilometer weit gefahren, da that es mir ernsthaft leid, das Pferd zurückgelassen zu haben, so große Mühe machte

es mir, die Beine gekreuzt zu halten und das Gleichgewicht zu beobachten. Leider war es schon zu spät. Der Abend sank nieder, als ich mich dem Dorf Hori näherte, gebrochen von Müdigkeit, zerquetscht durch die unaufhörlichen Stöße, die Beine wie von Millionen Ameisen überlaufen, und vollständig unfähig, die malerische Landschaft zu genießen, die sich vor unseren Augen in dem Maße immer schöner entfaltete, als wir den Dschelam entlang vorwärts rückten, dessen Ufer auf der einen Seite von schroffen Felsenwänden, auf der andern von gänzlich bewaldeten Bergen begrenzt werden. In Hori begegnete ich einer Karawane von Pilgern, die aus Mekka zurückkamen. Da sie sich dachten, ich wäre ein Arzt, und hörten, welche Eile ich hatte, nach Ladak zu kommen, so baten sie, ich möchte mich zu ihnen gesellen. Ich versprach ihnen, dies hinter Srinagar zu thun. Dort kam ich gleich bei Tagesanbruch zu Pferde an.

Ich hatte die ganze vorige Nacht, ohne die Augen zu schließen, auf dem Bett sitzend zugebracht, mit einer brennenden Fackel in der Hand, aus Furcht vor dem Biß eines Skorpions oder eines Tausendfuß, die in allen Bengalows sich rasch vermehren. Bisweilen schämte ich mich der Furcht, die mir ein solches Tierchen einflößte, aber dessen ungeachtet konnte ich nicht einschlafen. Um die Wahrheit zu reden, — wo befindet sich beim Menschen die Grenze, welche den Mut von der Feigheit scheidet? Ich werde mit meiner Tapfer=

keit nicht großsprecherisch prahlen, ich bin ebenso wenig ein Feigling; und gleichwohl scheuchte die unüberwindliche Furcht, die ich vor diesem Gezücht von boshaften kleinen Tieren fühlte, trotz meiner überaus großen Ermüdung den Schlaf von meinen Lidern.

Unsere Pferde zogen im Schritt durch ein flaches, von hohen Bergen eingerahmtes Thal. Das Sonnenlicht badete mich von allen Seiten und es stand nicht lange an, da schlief ich im Sattel ein. Eine schnelle Abkühlung, die bis in mein Inneres eindrang, weckte mich. Ich sah, daß wir bereits einen Bergpfad mitten in einem dichten Wald hinan zu steigen begannen. Der letztere that sich jetzt halb auf und gestattete mir alsdann, mit Muße das herrliche Ufer eines ungestümen Wildwassers zu bewundern, und jetzt wieder verbarg er vor unseren Augen die Berge, den Himmel, die ganze Landschaft, indem er uns zum Ersatz dafür den Gesang einer Menge buntgefiederter Vögel vernehmen ließ.

Wir kamen gegen Mittag aus dem Wald heraus, ritten bis zu einem kleinen Weiler hinab, der sich am Ufer des Flusses befindet, und nachdem wir uns mit einem kalten Vesperbrot gestärkt hatten, setzten wir unsere Reise fort. Auf dem Bazar machte ich den Versuch, bei einem Hindu, der vor einer mit kochender Milch gefüllten Siedpfanne saß, ein Glas warme Milch zu kaufen. Aber wie war ich überrascht, als er

mir vorschlug, die Pfanne samt ihrem Inhalt mitzunehmen, indem er versicherte, ich hätte die darin befindliche Milch verunreinigt.

„Ich habe ein Glas Milch nötig," sagte ich zu dem Hindu, „und nicht die Kochpfanne selbst."

„Wenn jemand, der nicht zu unserer Kaste gehört, etwas von uns oder auch ein Nahrungsmittel lange angeschaut hat," sagte der Kaufmann, „so müssen wir nach unseren Gesetzen jenes abwaschen und dieses auf die Straße werfen. Du, o Sahib, Du hast meine Milch verunreinigt und niemand wird mehr davon trinken; denn Du hast Dich nicht nur nicht begnügt, sie anzuschauen, sondern Du hast noch mit dem Finger darauf gezeigt."

In der That hatte ich seine Ware lange geprüft, um sicher zu sein, daß es wirklich Milch war, und ich hatte dem Kaufmann mit dem Finger angezeigt, von welcher Seite ich wollte, daß er mir schöpfe.

Voll Achtung für die Gesetze und Bräuche fremder Völker zahlte ich ohne zu streiten eine Rupie, den Preis für die ganze Milch, die der Kaufmann auf die Erde gegossen, obgleich ich nur ein Glas davon getrunken hatte. Das aber lehrte mich, von nun an meine Augen nicht mehr auf die Nahrung der Hindus zu richten.

Es gibt keinen religiösen Glauben, der durch eine Unmasse von Zeremonien, Gesetzen und Auslegungen verworrener wäre als der Brahmanis=

mus. Während jede von den Hauptreligionen nur eine Bibel, ein Evangelium und einen Koran hat, aus welchen Büchern die Hebräer, die Christen und die Muselmanen ihren Glauben schöpfen, besitzen die brahmanischen Hindus eine so große Zahl von Kommentaren in Folio, daß der gelehrteste Brahmane kaum die Zeit hatte, bis zum zehnten durchzudringen. Wenn man die vier Bücher der Vedas und der Puranas, die in der Sanskritsprache geschrieben sind, aus achtzehn Bänden mit vierhunderttausend Versabsätzen bestehen und von dem Recht, der Theogonie, der Arzneikunde, der Schöpfung, Zerstörung und Wiedererstehung der Welt und so weiter handeln, beiseite läßt; wenn man ferner beiseite läßt die weitläufigen Chastras, welche die mathematischen Wissenschaften, die Grammatik und so weiter behandeln; ferner die Upavedas, Upanischadas, Upapuranas, die zur Erklärung der Puranas dienen, und eine Menge von anderen mehrbändigen Kommentaren, — so bleiben noch die zwölf ungeheuren Bücher, welche die Gesetze Manus, des Enkels Brahmas, enthalten, und die sich nicht allein mit dem bürgerlichen und dem Strafrecht beschäftigen, sondern auch mit den kanonischen Regeln — Regeln, die ihren Eingeweihten eine so beträchtliche Anzahl von Zeremonien auferlegen, daß man sich bei der Bewunderung der unveränderlichen Geduld betritt, welche die Hindus zur Beobachtung der vom heiligen Manu ge-

gebenen Vorschriften mitbringen. Unbestreitbar war Manu ein großer Gesetzgeber und ein tiefer Denker. Aber er hat so viel geschrieben, daß es ihm bisweilen widerfährt, sich im Verlaufe einer und derselben Seite zu widersprechen. Die Brahmanen geben sich nicht die Mühe, das zu bemerken, und die armen Hindus, deren schwere Arbeit die Kaste der Brahmanen ernährt, gehorchen knechtisch ihrem Klerus, dessen Vorschriften ihnen zur Pflicht machen, niemals einen Menschen zu berühren, der nicht zu ihrer Kaste gehört, und die andrerseits einem Fremden durchaus verbieten, seine Aufmerksamkeit auf einem Hindu zugehörige Gegenstände zu richten. Weil sich der Hindu an den strengen Sinn dieser Gesetze hält, so bildet er sich ein, seine Nahrungsmittel seien verunreinigt, wenn sie Gegenstand einer etwas allzu starken Aufmerksamkeit seitens eines Fremden waren. Und gleichwohl ist der Brahmanismus, selbst im Beginn seines zweiten Entstehens, eine rein monotheistische Religion gewesen; er bekannte nur einen unendlichen und unteilbaren Gott. Wie es aber zu allen Zeiten und bei allen Religionen geschah, mißbrauchte die Priesterschaft die bevorzugte Stellung, welche sie über die Menge der Unwissenden emporhob; sie stellte eilends verschiedene äußere Kultusformen fest, weil sie dachte, damit auf die Massen einzuwirken. Dadurch gerieten die Dinge bald dahin, daß das Prinzip des Monotheismus, von dem uns die Vedas eine

so klare Auffassung gegeben haben, sich sozusagen in eine alberne, unbegrenzte Reihe von Göttern und Göttinnen, Halbgöttern, Genien, Engeln und Teufeln auflöste; durch Götzenbilder von sehr mannigfaltiger, wenn auch schrecklicher Gestalt wurden die letzteren plastisch dargestellt. Das Volk, vor Zeiten ruhmvoll, wie seine Religion ehemals erhaben und rein war, sinkt jetzt zu einer vollständigen Verdummung herab; kaum genügt ihm die Zeit vom Morgen bis zum Abend, um alle Vorschriften seiner kanonischen Gesetze zu erfüllen.

Man darf bestimmt behaupten, daß die Hindus nur leben, um die Hauptsekte der Brahmanen am Leben zu erhalten, welche die ehemals von selbständigen Herrschern des Volks besessene weltliche Gewalt in ihre Hände gebracht haben. Seit die Engländer in Indien regieren, mischen sie sich nicht in diese Seite des öffentlichen Lebens ein; darum benützen die Brahmanen dieselben, um im Volk die Hoffnung auf eine bessere Zukunft aufrecht zu erhalten.

Bald ging die Sonne hinter dem hohen Gipfel eines Berges unter, und die Finsternisse der Nacht fielen in einem Nu auf die pittoreske Landschaft nieder, durch welche wir ritten. In kurzem lullte sich auch das schmale Thal in Schlaf, das der Dschelam der Länge nach durchfließt; die Straße, die sich einem engen Kranze senkrechter Felsen entlang schlängelte, entzog sich unmerkbar unseren Blicken; Berge und Bäume vermischten sich zu

einer einzigen dunklen Masse, und die Sterne funkelten mit wechselndem Lichtglanz am Himmelsgewölbe. Wir mußten aus dem Sattel steigen und im Finstern tappend zu Fuß am Berge hinziehen, aus Furcht, eine Beute des Abgrunds zu werden, der sich zu unseren Füßen öffnete. Die Nacht war schon weit vorgeschritten, als wir über eine Brücke kamen und einen steilen Aufstieg emporkletterten, der zum Bengalow Uri führt; er befindet sich in diesen Höhen mitten in einer vollständigen Einöde. Am andern Tag durchquerten wir eine reizende Gegend, indem wir uns stets dem Fluß zur Seite hielten. In einer Krümmung desselben sahen wir die Ruinen einer sikhischen Festung; es kam uns vor, als erinnere sie sich traurig ihrer ruhmreichen Vergangenheit. In einem kleinen, mitten in den Bergen eingeschachtelten Thal fand sich ein Bengalow, der uns den Willkommensgruß zu bieten schien. In seiner Nähe kampirte ein Reiterregiment des Maharadscha von Kaschmir.

Als die Offiziere erfuhren, daß ich russischer Nationalität sei, luden sie mich zu ihrem Frühstück ein. Ich hatte das Vergnügen, dabei den Oberst Brown kennen zu lernen, der zuerst ein Wörterbuch der afghanischen Puschtusprache verfaßt hatte.

Da ich sehnlich wünschte, die Stadt Srinagar möglichst bald zu erreichen, so setzte ich meinen Weg fort quer durch eine malerische Gegend, die sich am Fuße der Berge ausbreitete, und nachdem

ich noch lange dem Fluß zur Seite geblieben war. Vor unseren, durch die Eintönigkeit der früheren Landschaften ermüdeten Augen entfaltete sich ein wohl bevölkertes Thal mit zweistöckigen, von Gärten und bebauten Feldern umgebenen Häusern. In einiger Entfernung davon beginnt das berühmte Thal von Kaschmir, das hinter einer Reihe von hohen Hügeln liegt, die ich gegen Abend überstieg. Welch prächtige Rundschau dehnte sich da unter meinen Augen aus, als ich auf dem Gipfel des letzten Hügels stand, der das Thal von Kaschmir von dem Bergland scheidet, durch das ich gekommen! Ein hinreißendes Gemälde entzückte meine Blicke. Das Thal von Kaschmir ist ein Kesselthal, dessen Grenzen sich am Horizont verlieren und das überall stark bevölkert ist; es befindet sich mitten in den hohen Himalayabergen. Beim Aufgang und beim Untergang der Sonne kommt die Zone des ewigen Schnees als silberner Ring zum Vorschein, der das reizende und reiche, von so vielen Flüssen und Straßen durchschnittene Plateau umgürtet. Gärten, Hügel, ein See, dessen zahlreiche kleinen Eilande mit Bauten von anspruchsvollem Stil bedeckt sind — alles das versetzt den Reisenden in eine andere Welt. Es scheint ihm, er brauche nicht mehr weiter zu wandern, denn hier müsse sich das Paradies befinden, mit dem ihn seine Erzieher, während er noch Kind war, so oft unterhalten haben.

Die Schleier der Nacht breiteten sich langsam über das Thal und vermischten Berge, Gärten und Seen zu einer einzigen dunklen Masse; bisweilen brach der Schein von fernen Feuern gleich Sternen daraus hervor. Ich stieg ins Thal hinab, indem ich mich dem Dschelam zuwandte, der sich quer durch eine enge Schlucht in der Mitte des Bergs einen Weg gebahnt hat, um seine Gewässer mit jenen des Stromes Indus zu vereinigen. Nach der Legende wäre das Thal ehemals eine Art von überaus großem See gewesen; ein Abfluß, der sich zwischen zwei Felsenwänden bildete, hätte diesen Binnensee trocken gelegt und nur einige kleine Teiche übrig gelassen sowie den Dschelam, der heute seine Fluten dem Indus zuwälzt. Die Ufer des Dschelam waren mit einem Schwarm von langen und engen Booten bedeckt, in welchen die Eigentümer samt ihrer Familie das ganze Jahr hindurch wohnen.

Von hier kann man in einem Tag nach Srinagar kommen, wenn man zu Pferde reist; die Fahrt mit einem Schiff verlangt anderthalb Tage. Ich entschied mich für das letztere Beförderungsmittel, und nachdem ich ein Boot gewählt und den Preis dafür mit dem Eigentümer vereinbart hatte, ließ ich mich im Vorderteil auf einem von einer Art Schirmdach überspannten Teppich nieder.

Das Schiff fuhr um Mitternacht vom Ufer ab und zog rasch mit uns gegen Srinagar. Am

andern Ende der Barke bereitete mir ein Hindu Thee; ich überließ mich dem Schlaf, glücklich zu wissen, daß meine Reise ganz von selbst zu Ende kommen würde.

Geweckt wurde ich durch die heiße Liebkosung der Sonnenstrahlen, die sich durch die Vorderseite des Schutzdaches einschlichen — und was ich jetzt sah, entzückte mich über alle Beschreibung: vollständig grüne Ufergelände; die fernen Umrisse der schneebedeckten Bergeshäupter; die Dörfer, die man von Zeit zu Zeit am Fuß der Berge wahrnahm; der kristallene Spiegel des Wassers; die reine und besonders angenehme Luft, die ich mit Begierde einatmete; das Gezwitscher von unzähligen Vögeln; ein Himmel von außerordentlicher Klarheit; hinter mir das Wasser, das sich kräuselte unter der Einwirkung eines am Ende abgerundeten, von einem prächtigen Weib mit wunderbaren Augen, von der Sonne gebräuntem Teint und einer Miene voller Gleichgiltigkeit mit ungezwungenem Anstand geführten Ruders; — alles das ließ mich gleichsam in Ekstase geraten, und ich vergaß ganz den Grund meiner Anwesenheit auf dem Flusse. In diesem Augenblick fühlte ich sogar den Wunsch nicht mehr, mein Reiseziel zu erreichen; und dennoch, wie viele Entbehrungen blieben mir noch zu erdulden und wie vielen Gefahren sollte ich noch die Stirne bieten! Hier fühlte ich mich so wohl! Das Boot glitt reißend schnell dahin; unaufhörlich entrollten sich die

Landschaftsbilder vor meinen Augen, um sich hinter den Grenzen des Horizonts zu verlieren; sie vermischten sich mit den Bergen, die wir hinter uns gelassen und schienen dazu zu gehören; vor mir sodann breitete sich ein anderes Panorama aus, und es kam mir vor, als wickle es sich von der Flanke des Berges los, den man je mehr und mehr in die Höhe ragen sah.

Der Tag neigte sich, und ich ward nicht müde, diese großartige Natur zu betrachten, deren Anblick Erinnerungen aus der Kindheit und Jugend in mir wach rief. Wie waren sie schön, jene für immer entschwundenen Tage!

In dem Maße als man sich Srinagar nähert, begegnet man je mehr und mehr zahlreichen, im Grün versteckten Dörfern. Beim Herankommen unseres Schiffs liefen die Eingeborenen in ziemlich geringer Anzahl herbei; die Männer mit Turbanen auf dem Kopf; die Frauen mit kleinen Mützen und in lange, bis zur Erde hinabfallende Hemden gekleidet; die Kinder in einem Zustand der Nacktheit, der an das Kostüm unserer ersten Eltern erinnerte.

Kommt man in die Stadt selbst hinein, so sieht man eine Reihe von Barken und schwimmenden Häusern, worin ganze Familien wohnen. Die Gipfel der fernen, mit Schnee bedeckten Berge ließen sich ein letztesmal von den Strahlen der untergehenden Sonne umschmeicheln, als wir zwischen den hölzernen Häusern Srinagars hin-

fuhren, mit denen das Ufer auf beiden Seiten vollständig eingesäumt ist. Das Leben scheint hier bei Sonnenuntergang aufzuhören; Tausende von vielfarbigen Flußschiffen (Dunga) und von Barken (Bangla), mit Palankinen geschmückt, waren dem hohen Ufer entlang mit Tauen befestigt; Kaschmirier und Kaschmirierinnen befanden sich in der primitiven Tracht Adams und Evas am Flusse; sie vollzogen ihre für die Abenddämmerung vorgeschriebenen Abwaschungen, ohne irgend welchen unbehaglichen Zwang vor einander zu spüren; denn sie oblagen einem religiösen Brauch, der eine viel größere Wichtigkeit für sie besitzt als alle menschlichen Vorurteile.

Den 20. Oktober erwachte ich in einem geputzten Zimmer, von dem ich einen sehr freundlichen Ausblick auf den nun von der Sonne Kaschmirs übergossenen Strom genoß. Da ich nicht den Zweck verfolge, hier meine Reise zu beschreiben, so verzichte ich, die Thäler aufzuzählen, dieses ganze Paradies von Seen und Zauberinseln, diese historischen Paläste, die Pagoden voller Geheimnis, die zierlichen Dörfer, welche in unermeßlichen Gärten verloren zu sein scheinen. Auf allen Seiten erheben sich die majestätischen Gipfel der Riesenberge des Himalaya, über welche sich ein unabsehbares weißes Leichentuch von ewigem Schnee ausdehnt. Ich werde nur über die Vorbereitungen berichten, die ich in der Absicht traf, eine neue Reise und zwar nach Tibet zu unter-

nehmen. Ich verweilte sechs Tage in Srinagar, machte lange Ausflüge in die entzückende Umgebung der Stadt, untersuchte die zahlreichen Ruinen, welche von dem alten Wohlstand der Stadt Zeugnis geben, und studirte die sonderbaren Landesgebräuche.

Kaschmir, sowie andere Provinzen, die sich daran schließen, zum Beispiel Baltistan, Ladak und so weiter sind Vasallenstaaten Englands. Ehemals bildeten sie Teile der Besitzungen des Löwen von Pendschab, Randschit Singh. Nach seinem Tod besetzten die Engländer Lahor, die Hauptstadt von Pendschab, trennten Kaschmir vom Rest des Reichs ab und traten dasselbe unter dem Namen eines erblichen Besitztums und gegen hundertundsechzig Millionen Franken an Gulab Singh ab, einen Vertrauten des verstorbenen Herrschers, dem sie überdies den Titel „Maharadscha“ beilegten. Zur Zeit meiner Reise war Pertab Singh, Gulabs Enkel, der regierende Maharadscha; die gewöhnliche Residenz desselben ist Tschambu am Südabhang des Himalaya.

Das berühmte, 85 Meilen lange und 25 Meilen breite „glückliche Thal“ von Kaschmir erfreute sich seines Ruhms und seiner Wohlhabenheit thatsächlich nur unter dem Großmogul, dessen Hof dort gerne die Annehmlichkeiten des Landaufenthalts inmitten der Pavillons kostete, die noch auf den kleinen Inseln des Sees stehen. Der größte Teil der hindostanischen Maharadschas verbrachte hier

die Sommermonate und nahm teil an den prächtigen Festen, die der Großmogul gab. Allein die Zeiten haben sich sehr verändert, und das glückliche Thal ist nur noch ein Schlupfwinkel für Bettler. Kräuter und Schimmelpflanzen haben das klare Wasser des Sees überzogen; der wilde Wachholder hat die Vegetation der Inseln erstickt; die Paläste und Pavillons haben lediglich das Andenken an ihren verblichenen Glanz zurückgelassen, Gras und Erde die in Trümmer zerfallenden Bauwerke wieder bedeckt. Die Berge rings umher und ihre ewig weißen Scheitel scheinen sich einer düsteren Schwermut zu überlassen und nur die Hoffnung zu bewahren, es werde eine bessere Zeit kommen, die ihre unsterblichen Schönheiten zum Aufblühen bringt. Die Eingebornen, ehemals geistreich, schön und reinlich, sind dem Idiotismus verfallen; sie sind schmutzig und faul geworden, und jetzt regiert die Peitsche über sie und nicht mehr das Schwert.

Die Kaschmirier sind so oft Plünderungen und feindlichen Einfällen ausgesetzt gewesen, sie haben so viele Herren gehabt, daß sie jetzt alles gründlich verachten; sie verbringen die Zeit bei ihrem Mangal oder am Ufer der Flüsse, klatschen bei ihren Verwandten herum, oder sie beschäftigen sich mit der umständlichen Verfertigung der berühmten Shawls, oder auch sie führen durchbrochene Muster auf Gold- und Silberstoff aus. Selbst die kaschmirischen Frauen sind melancholisch; über

ihre Züge breitet sich eine unbegreifliche Traurigkeit. Ueberall herrschen Elend und Unsauberkeit. Die schönen Männer und herrlichen Frauen von Kaschmir gehen derart schmutzig und zerfetzt herum, daß man Mühe hat, sich's vorzustellen. Die Kleidung beider Geschlechter besteht Sommer wie Winter aus einem langen Hemd von dickem Zeug mit bauschigen Aermeln. Man trägt dieses Hemd bis zu seiner vollständigen Abnützung, und niemals, nun und nimmermehr, wäscht man dasselbe, so daß der weiße Turban der Männer wie von blendendem Schnee erscheint im Vergleich mit ihrem schmutzigen, mit Speichelauswurf und Fettflecken bedeckten Hemd.

Eine große Traurigkeit durchdringt den Reisenden beim Anblick des Gegensatzes zwischen dieser reichen, üppigen Natur und den in Lumpen gekleideten Leuten.

Die Hauptstadt des Landes, Srinagar (Stadt der Sonne), oder um ihr den Namen zu geben, welchen sie hier nach der Gegend trägt: Kaschmyr, liegt am Ufer des Dschelam, dem entlang sie sich südwärts auf eine Entfernung von fünf Kilometer ausdehnt.

Die zweistöckigen Häuser, die von hunderttausend Seelen bewohnt werden, sind in Holz aufgeführt und säumen die hohen Ufer des Flusses ein. Die Stadt hat nicht mehr als zwei Kilometer in der Breite; jedermann lebt auf dem Fluß, dessen Ufer durch zehn Brücken unter sich ver-

bunden sind. Stufengestelle führen von den Häusern bis zum Wasser des Dschelam hinab, wo man den ganzen Tag seine religiösen Waschungen macht, sich badet und das Tischgeschirr spült; dasselbe besteht fast nur aus zwei oder drei kupfernen Krügen. Ein Teil der Einwohner übt die muselmanische Religion, zwei Drittel sind Brahminen; Buddhisten trifft man dort nur sehr wenig.

Es war Zeit, meine Reisevorbereitungen zu beginnen, bevor ich mich ins Unbekannte stürzte. Nachdem ich verschiedene Sorten Konserven, einige Kisten mit Wein und jene Gegenstände erworben hatte, die mir auf einer Reise durch ein so spärlich bevölkertes Land wie Tibet unerläßlich waren, verpackte ich mein Gepäck in Kisten, mietete zehn Träger und einen Dolmetscher, kaufte für mich selbst ein Pferd und bestimmte die Abreise auf den 27. Oktober. Um eine Erheiterung auf dem Wege zu haben, holte ich bei Herrn Peicheau, einem braven Franzosen, der die Weinberge des Maharadscha bewirtschaftete, einen großen Hund ab, der mit meinen Freunden, den wohlbekannten Kundschaftern Bonvalot, Capus und Pepin, die Reise durch Pamir gemacht hatte. Da ich den Weg um zwei Tage abkürzen wollte, so ließ ich die Träger gleich am frühen Morgen von der andern Seite des Sees aus aufbrechen. Ich für meinen Teil fuhr mit einem Kahn hinüber und holte meine Karawane und mein Pferd am Fuß der Bergkette ein, welche das Thal von Srinagar

vom tiefen Bett des Indus trennt. Niemals werde ich die Marter vergessen, die wir erdulden mußten, als wir beinahe auf allen vieren kriechend einen 3000 Fuß hohen Gipfel emporkletterten; die Träger waren mit ihrem Atem zu Ende, jeden Augenblick fürchtete ich, einen von ihnen mit seiner Last den Abhang hinunterpurzeln zu sehen. Das Herz blutete mir beim Anblick meines armen Hundes Pamir, der mit übermäßig lang heraushängender Zunge stöhnend zwei oder drei Schritte machte und dann kraftlos niederfiel. Ich vergaß meine eigenen Mühen, um das arme Tier zu liebkosen und aufzumuntern; als ob er mich verstanden hätte, erhob sich der Hund wieder, um wiederum zwei oder drei Schritte zu machen und aufs neue zu fallen.

Die Nacht war herangekommen, als wir auf der Höhe des Bergrückens anlangten. Gierig warfen wir uns auf den Schnee nieder, um unsern Durst zu stillen. Nach kurzer Ruhe begannen wir den Abstieg durch einen sehr dichten Fichtenwald; denn wir hatten Eile, das Dorf Haïena unten am Ausgang des Passes zu erreichen, bevor Raubtiere erschienen.

Von Srinagar nach Haïena führt ein ebener und gut unterhaltener Weg gerade nach Norden über Ganderbal, wo die Straße sich plötzlich ostwärts wendet, nachdem sie zuerst dem Indus zur Seite geblieben ist und sodann bis Kangan eine Gegend mit prächtigem Pflanzenwuchs durch-

schnitten hat; sechs Meilen von dort nähert sie sich dem Dorfe Haïena, wohin ich mich auf einer geraderen Route begab, indem ich über den 3000 Fuß hohen Paß stieg, der mir die Zeit und die Entfernung ungemein abkürzte.

Mein erster Schritt ins Unbekannte wurde durch einen Zwischenfall bezeichnet, der uns alle eine sehr garstige Viertelstunde verleben ließ. Der 60 Meilen lange Sindpaß ist hauptsächlich berühmt wegen der ungastlichen Bewohner, die er enthält; unter anderm gibt es dort Ueberfluß an Panthern, Tigern, Leoparden, schwarzen Bären, Wölfen und Schakalen. Als ob das noch gefehlt hätte, bedeckte der Schnee mit seinem weißen Teppich die Höhen der Gebirgskette; das hatte die schrecklichen Fleischfresser gezwungen, ein wenig tiefer hinab zu steigen und in ihren Höhlen Schutz zu suchen. Wir kletterten stillschweigend, von Finsternis umgeben, einen engen Pfad hinab, der sich durch die hundertjährigen Tannen und Birken schlängelte; nur das Auftreten unserer Schritte auf dem Boden unterbrach die Stille der Nacht. Plötzlich weckte ganz nahe an der Stelle, wo wir uns befanden, ein furchtbares Geheul die Echos des Waldes. Unser kleiner Trupp hielt aus freiem Antrieb an. „Ein Panther," sagte leise mein Diener, dessen Stimme umschlug. Die kleine Karawane von zwölf Mann rührte sich nicht mehr von der Stelle, als wäre sie am Platze angenietet. Da erinnerte ich mich, daß ich im

Augenblick des Aufstiegs, als ich von Müdigkeit gebrochen war, einem der Träger meinen Revolver anvertraut hatte, und einem andern meinen Winchesterkarabiner; jetzt fühlte ich eine brennende Reue, daß ich mich meiner Waffen entledigt hatte, und ich fragte mit leiser Stimme, wo der Mann, dem ich meinen Karabiner übergeben, sich befände. Das Geheul wurde immer heftiger und widerhallte im Forst, als sich jählings ein trockenes Krachen vernehmen ließ, wie der Fall irgend eines Körpers. Beinahe unmittelbar darauf hörten wir ein Kampfgeräusch und den Schrei eines mit dem Tode ringenden Menschen, der sich mit dem heiseren Geheul des hungrigen Tieres vermischte.

„Sahib, nimm dein Gewehr," hörte ich nahe bei mir. Fieberhaft aufgeregt bemächtigte ich mich meines Karabiners; aber ... verlorene Mühe; denn man sah nicht zwei Schritte weit vor sich. Ein neuer Schrei, dem ein ersticktes Heulen folgte, zeigte mir ungefähr den Ort des Kampfes an. Kriechend kam ich darauf zu, geteilt zwischen dem ungestümen Wunsch, „einen Panther zu erlegen", und der schrecklichen Furcht, lebendig zerrissen zu werden. Niemand wagte, von der Stelle zu weichen; erst nach Verlauf von fünf langen Minuten äußerte ein Träger die Idee, ein Streichholz anzuzünden. Ich erinnerte mich alsdann der Scheu, welche die wilden Tiere vor einem großen Feuer empfinden. Ich ließ zwei oder drei

Handvoll Strauchwerk sammeln und setzte es in Brand. Da sahen wir zehn Schritte vor uns einen unserer Träger auf dem Boden ausgestreckt, die Glieder von den Tatzen eines mächtigen Panthers vollständig zerrissen; das Raubtier war nicht vom Platze geflohen, es hielt noch einen Klumpen Fleisch in seinem Rachen. Seitwärts gähnte eine vollständig zertrümmerte Weinkiste.

Kaum hatte ich eine konvulsivische Bewegung gemacht, um mein Gewehr an die Schulter zu legen, da richtete sich der Panther auf seinen Tatzen auf und wandte den Kopf gegen uns, indem er ein Stück seines entsetzlichen Fraßes losließ. Einen Augenblick schien er einen Sprung nach mir thun zu wollen; dann machte er plötzlich Kehrt, und mit einem Geheul, welches das Blut in den Adern erstarren machte, setzte das Tier mitten ins Dickicht, wo es unseren Augen entschwand.

Meine Kulies, die in gräßlicher Furcht diese ganze Zeit auf der Erde gelegen, erholten sich nach und nach von ihrem Schrecken. Indem wir einige Bündel trockene Kräuter und Zündhölzchen bereit, sowie unsere geladenen Gewehre handgerecht hielten, beeilten wir uns, das Dorf Haïena zu erreichen; wir ließen die Ueberreste des unglücklichen Hindu zurück aus Furcht, dem gleichen Schicksal anheim zu fallen wie er.

Eine Stunde darauf hatten wir den Wald im Rücken und wir kamen in ebenes Land. Ich ließ

mein Zelt unter einer dicht belaubten Platane aufstellen und einen großen Holzhaufen in Flammen setzen, das einzige Schutzmittel, das wir gegen die reißenden Tiere in Anwendung bringen konnten, deren Geheul von allen Richtungen erscholl und uns das Blut zu Eis erstarrte. Mein Hund hatte sich, den Schwanz zwischen den Beinen, fest an mich gedrückt; aber einmal unter dem Zelt fand er schnell seine Tapferkeit wieder; er bellte die ganze Nacht ohne Aufhören, gleichwohl wagte er nicht, sich draußen der Gefahr auszusetzen. Das war eine abscheuliche Nacht für mich, mit dem Karabiner in der Hand und dem schrecklichen Geheul, dessen grauenhafter Widerhall den Engpaß erfüllte, als Konzert vor meinen Ohren. Einige Panther näherten sich unserm Biwak, um auf das Bellen Pamirs Antwort zu geben; sie wagten jedoch nicht, etwas gegen uns zu unternehmen.

Ich hatte Srinagar an der Spitze von elf Trägern verlassen, von denen vier mit ebenso vielen Weinkisten beladen waren; vier andere trugen meine Reiseeffekten und Waffen, ein folgender verschiedene Geräte und ein letzter endlich besorgte die Gänge oder ging rekognosziren. Er hieß „Schikari“, was jenen bezeichnet, der den Jäger begleitet und die Beute zusammenträgt. Wegen seiner Feigheit und groben Unkenntnis des Landes gab ich ihm am Morgen den Abschied; ich behielt nicht mehr als vier Träger bei mir. Die anderen ersetzte ich durch Pferde, und

etwas langsam richtete ich meinen Weg nach dem Dorfe Gund.

Welch schöne Natur entfaltet sich im tiefen Flußthal des Sind und wie sehr wird sie von den Jägern geliebt! Außer großen Raubtieren trifft man dort Hindinnen, Hirsche, wilde Schafe und eine unermeßliche Mannigfaltigkeit von Vögeln; unter diesen sind an erster Stelle zu erwähnen die Goldfasanen, dann andere rote Vögel und solche mit schneeweißem Gefieder, großleibige Rebhühner und ungeheure Adler.

Die längs des Sind gelegenen Ortschaften zeichnen sich nicht durch ihre Größe aus. Es sind meistens nur zehn bis zwanzig Hütten von überaus elendem Aussehen; die Bewohner sind in Lumpen gekleidet. Das Vieh gehört einer sehr kleinen Rasse an. Ich ging in Sambal über den Fluß und hielt beim Dorfe Gund an, wo mich der Poststall mit frischen Pferden versorgte. In einigen Dörfern weigerte man sich, mir Pferde zu vermieten. Ich ließ dann meine Peitsche spielen, und das flößte den Leuten augenblicklich Achtung und Gehorsam ein. Mein Gold erfüllte den nämlichen Zweck; es bewirkte eine knechtische Unterwürfigkeit und den Wunsch, meine geringsten Befehle auszuführen.

Der Stock und das Gold sind die wahren Beherrscher des Orients; ohne sie hätte selbst der Großmogul keine überwiegende Macht und Gewalt besessen. Mittlerweile fing es an Nacht zu werden, und ich beeilte mich, den Paß zu über-

schreiten, welcher die Dörfer Gogangan und Sonamarg trennt. Die Straße ist dort in einem absonderlich schlechten Zustand und unsicher wegen der Raubtiere, die nachts ihre Nahrung bis in den Dörfern suchen. Die Gegend ist reizend und sehr fruchtbar; gleichwohl wagen nur wenige Ansiedler, sich dort niederzulassen, wegen der Nachbarschaft der Panther, die bis in die Höfe kommen und die Haustiere davontragen.

Selbst am Ausgang des Passes nahe beim Dorf Tschokodar oder Thadschwas ließ mich das herrschende Halblicht zwei schwarze Massen unterscheiden, welche die Straße kreuzten. Es waren zwei Bären, hinter denen ein junger Bär herlief. Ich befand mich, da die Karawane zurückgeblieben war, allein mit meinem Diener; darum durfte ich nicht allzu sehr getrauen, sie mit meinem einzigen Karabiner anzugreifen. Allein die langen Exkursionen, die ich auf den Bergen gemacht, hatten die Jägerlust stark in mir entwickelt und mir wurde deshalb herzhafter zu Mute. Vom Pferd herabspringen, Feuer geben und ohne mich vom Ergebnis zu vergewissern, eiligst die Patrone wechseln — das war das Werk einer Sekunde. Ein Bär sprang auf mich zu; ein zweiter Schuß ließ ihn wieder umkehren, und er verschwand. Das geladene Gewehr in der Hand, näherte ich mich behutsam der Stelle, wohin ich gezielt hatte; ich fand dort einen Bären auf der Seite liegen, der junge tänzelte und sprang herum. Ein neuer

Schuß brachte auch ihn zu Fall, worauf ich mich anschickte, die zwei herrlichen pechschwarzen Pelze abzuziehen.

Diese zufällige Begegnung ließ uns zwei Stunden verlieren. Die Nacht war völlig herangekommen, als ich mein Zelt bei Tschokodar aufschlug, das ich bei Tagesanbruch verließ, um Baltal zu erreichen, indem ich dem Lauf des Sindstroms folgte. Bei diesem Ort nimmt die reizende Landschaft der „goldenen Ebene" ein Ende mit dem gleichnamigen Dorf Sonamarg, (Sona = Gold und Marg = Ebene); unmittelbar darauf kommt die zerklüftete Höhe des Zodschi-La mit 11 500 Fuß Erhebung, und jenseits derselben nimmt das ganze Land ein strenges und ungastliches Aussehen an. Vor Baltal endigten meine Jagdabenteuer; auf der Straße begegnete ich fast nur wilden Ziegen. Um zu jagen hätte man die Landstraße verlassen und ins Herz der geheimnisvollen Berge eindringen müssen. Dazu hatte ich weder Lust noch Zeit; darum setzte ich meinen Weg nach Ladak ruhig fort.

Welchen rauhen Uebergang erlebte ich, als ich aus der lachenden Natur und von der schönen Bevölkerung Kaschmirs in die unfruchtbaren, unfreundlichen Felsenberge von Ladak und zu seinen bartlosen, mißgestalteten Bewohnern kam!

Das Land, in welches ich eindrang, liegt in einer Höhe von 11 000 bis 12 000 Fuß; kaum daß in Kargil das Niveau auf 8000 Fuß herabfällt.

Die Besteigung des Zodschi-La ist sehr mühsam; man muß eine Art beinahe senkrecht stehender Mauer erklimmen. An gewissen Stellen schlängelt sich die Straße auf Vorsprüngen hin, die einen Meter breit sind; unter ihnen verliert sich das Auge im Innern eines Schlundes von bodenlosen Abgründen. Gott bewahre den Wanderer vor einem Fall! Es gibt eine Stelle, wo man lange Balken in Felsenlöcher gesteckt und das Ganze mit Erde bedeckt hat. Brr! . . . Beim Gedanken, daß ein kleiner, von der Seite des Berges herabrollender Stein oder eine zu starke Schwingung der Balken die Erde in den Abgrund hinunterstürzen könnte, und mit der Erde den, der sich auf diesen gefährlichen Steg wagte, — bei diesem Gedanken sank mir während des sauren Uebergangs mehr als einmal der Mut.

Die eisbedeckten Berge waren überstiegen; wir machten im Thale Halt, und es wurde beschlossen, die Nacht bei einer Posthütte zu verbringen an einem Ort, den seine Einfassung von Eis und ewigem Schnee sehr wenig ergötzlich gestaltete.

Jenseits Baltal bestimmt man die Entfernungen vermittelst Daks, das heißt nach den für die Briefpostverbindung eingerichteten Stationen. Es sind niedrige Hütten, die eine sieben Kilometer von der andern entfernt; in jeder von ihnen hält sich beständig ein Mann auf. Der Postdienst zwischen Kaschmir und Tibet funktionirt noch in sehr primitiver Weise. Die Briefe sind in einen Leder-

sack eingeschlossen, der dem Boten übergeben wird. Dieser durchläuft schnellstens die ihm zugeteilten sieben Kilometer, wobei er auf dem Rücken eine Art Korb trägt, der mehrere solche Ledersäcke enthält. Er übergibt sie einem andern Boten, der seinerseits seine Aufgabe auf die nämliche Manier erledigt. Weder Regen noch Schnee können diese Läufer aufhalten; — so vollzieht sich der Postdienst zwischen Kaschmir und Tibet. Jeder Postlauf wird dem Briefträger mit sechs Annas (einem Franken) bezahlt; den gleichen Lohn erhalten die Träger von Handelswaren. Es war dies die Summe, die ich auch jedem meiner Diener für eine zehnmal schwerere Last gab. Das Herz wird schmerzlich bewegt beim Anblick der bleichen, abgemüdeten Gestalten dieser Lastträger; aber was läßt sich da thun? So bringt es die Gewohnheit des Landes mit. Mittelst eines ähnlichen Verfahrens kommt der Thee aus China; der Transport geht rasch und verursacht wenig Kosten.

Als wir im Dorf Montaiyan ankamen, holte ich die Karawane von Jarkandiern ein, denen ich versprochen hatte, sie auf ihrer Reise zu begleiten. Sie erkannten mich von ferne und baten mich, einen von den Ihrigen, der krank geworden, zu untersuchen. Ich fand denselben im Kampf mit den Todesschrecken eines hochgespannten Fiebers. Indem ich zum Zeichen der Hoffnungslosigkeit die Hände schüttelte, zeigte ich ihnen den Himmel und machte ihnen begreiflich, daß menschlicher Wille

und Wissenschaft nunmehr nutzlos wären, und daß Gott allein ihn jetzt retten könnte. Jene Leute machten kleine Tagreisen; ich verließ sie, um abends in Drass anzukommen, das in einem Thalgrund nahe an einem Fluß liegt, der den gleichen Namen trägt. Bei Drass erhebt sich ein kleines, neu angestrichenes Fort von sehr alter Bauart, das drei Sikhs von der Armee des Maharadscha bewachen.

Ich wählte zu Drass eine Wohnung im Posthause. Es ist dies die Station und zwar die einzige mit einem Telegraphendraht, der von Srinagar ins Herz des Himalayagebirges führt. Von jetzt an schlug ich mein Zelt nicht mehr jeden Abend auf; ich stieg in den Karawanserails ab, die zwar abschrecken wegen ihrer Unreinlichkeit, in denen jedoch eine angenehme Wärme herrscht, welche die überaus großen, im Innern der Gebäude angezündeten Scheiterhaufen verbreiten.

Wenn man die wunderbaren Sonnenauf- und untergänge und das schöne Mondlicht ausnimmt, so ist die Landschaft von Drass nach Kargil unangenehm und eintönig; jenes bei Seite, zeigt sich die Straße eben, endlos und wimmelt von Gefahren.

Kargil ist ein Distriktshauptort, in dem der Gouverneur der Gegend residirt; seine Lage ist sehr malerisch. Zwei Wasserläufe, Suru und Wakka, rollen ihre Gewässer geräuschvoll über Felsen und Schluchten und münden gefällig, aus

verschiedenen Richtungen herbeiströmend, in einander. Ihr Zusammenfluß bildet den Suru, an dessen steilen Ufern sich die Erdbauten von Kargil erheben. Ein kleines Fort, von zwei oder drei Sikhs bewacht, zeichnet sich im Zusammenfluß der zwei Wasserläufe ab.

Bei Tagesanbruch setzte ich, mit frischen Pferden versehen, meine Reise fort, indem ich nun in Ladak oder Kleintibet eintrat. Ich kam über eine wackelige Brücke, die wie alle Brücken Kaschmirs aus zwei langen kleinen Balken verfertigt ist, deren Enden sich auf die Ufer stützen. Auf diesen Balken ruht ein Bett von Faschinen und dünnen Stangen, welche beinahe die Täuschung erwecken, man sehe eine Hängebrücke. In kurzem stieg ich langsam ein kleines Plateau hinan, das die Straße in einer Länge von zwei Kilometer überschreitet, um in das enge Wakkathal hinunter zu reiten, in dem sich Dörfer befinden, darunter das sehr malerische Paskium am linken Ufer.

Dort angekommen betrat mein Fuß den Boden der Buddhisten. Die Bewohner sind von einfacher und sehr sanfter Gemütsart; sie scheinen nichts zu kennen, was man bei uns Zank und Hader nennt. Die Frauen sind dort ziemlich selten; jene, denen man begegnen kann, unterscheiden sich durch die Miene der Fröhlichkeit und des Glücks, die auf ihren Zügen liegt, von allen jenen Frauen, die ich bisher — sei es in Indien, sei es in Kaschmir — sah. Wie könnte dies auch

anders sein, da jede Frau dieses Landes im Durchschnitt drei bis fünf Ehemänner hat, und zwar auf die gesetzmäßigste Weise von der Welt? In dieser Gegend ist die Vielmännerei zu Hause. So groß eine Familie auch sein mag — es gibt nur eine einzige Frau für den ganzen Haushalt. Wenn die Familie drei Personen nicht überschreitet, so kann ein Unverheirateter mittelst Geld daran teilnehmen. Die Tage jedes einzelnen Ehegatten sind im voraus bestimmt, und jeder entledigt sich sehr genau seiner Pflichten; darum sind die Männer im allgemeinen schwach, der Rücken ist gekrümmt, und sie werden nicht sehr alt. Während der ganzen Dauer meiner Reise in Ladak begegnete ich keinem einzigen Greis, dessen Haare weiß gewesen wären.

Die Straße von Kargil nach dem Innern von Ladak ist von lieblicherem Anblick als die, welche ich hergekommen war; sie wird durch eine Menge von kleinen Weilern lebhafter gemacht. Leider sind Bäume und grüne Rasen dort durchaus seltene Dinge.

Zwanzig Meilen von Kargil, am Ausgang des Passes, welchen der reißende Wasserlauf des Wakka bildet, befindet sich ein kleines Dorf Namens Schargol. In dessen Mitte erheben sich drei, mit lebhaften Farben ausgemalte Kapellen (oder T'hortenen, um ihnen den Namen zu geben, den sie in Tibet tragen). Unten beim Fluß dehnen sich Steinhaufen in Form von langen und breiten

Mauern aus, auf welche man in augenscheinlicher Unordnung verschiedenfarbige Steine geworfen hat. In diese Kiesel hat man alle Arten von Gebeten in Urd-, Sanskrit- und tibetanischen Schriftzeichen eingegraben; selbst Inschriften mit arabischen Buchstaben kommen vor. Es gelang mir, ohne Wissen meiner Träger, einige solche Steine wegzunehmen; sie befinden sich gegenwärtig im Trocaderopalast.

Von Schargol aus stößt man bei jedem Schritt auf derartige längliche Straßensteine.

Gleich am Morgen nahm ich meine Reise mit frischen Pferden wieder auf und machte Halt beim Kloster (Gonpa) von Mulbek, das an der Seite eines einzeln stehenden Felsens festgeklebt ist. Unter ihm liegt der Weiler Wakka; nicht weit davon kann man einen andern Felsen von sehr wunderlicher Gestalt bemerken, der von Menschenhänden dorthin getragen zu sein scheint. In den Seiten desselben hat man ein etliche Meter hohes Buddhabild ausgemeißelt.

Auf dem Felsen befanden sich mehrere Wetterfahnen, die zum Beten dienen. Es sind dies Arten von hölzernen, mit gelben oder weißen Stoffen bezogenen Scheiben. Sie sind an einem Stock befestigt, den man senkrecht in die Erde steckt; der geringste Windhauch genügt, um sie zum Drehen zu bringen. Die Person, welche sie dort aufgestellt hat, ist nicht mehr verpflichtet, ihre Gebete herzusagen; denn alles, was die Gläubigen

von Gott verlangen können, ist auf diese Holzscheiben hinaufgeschrieben.

Von der Ferne gesehen machen dieses weißgetünchte, von der ins Graue fallenden Farbe der Hügel sehr wirksam sich abhebende Kloster und jene Windfahnen mit den kreisenden Lappen in der halbtoten Gegend einen sehr seltsamen Eindruck.

Ich ließ die Pferde im Weiler Wakka zurück und schlug, von meinem Diener gefolgt, den Weg nach dem Kloster ein, zu welchem eine enge, in den Felsen eingehauene Treppe emporführt. Droben wurde ich von einem sehr dicken Lama mit spärlichem Bart unter dem Kinn — dem charakteristischen Kennzeichen des tibetanischen Volkes — empfangen; er war sehr häßlich, aber von großer Herzlichkeit. Sein Kostüm bestand aus einem gelben Talar und einer gleichfarbigen tuchenen Ohrenmütze. In der rechten Hand hielt er eine Gebetwindfahne (Gebetmühle) aus Kupfer, die er mit der linken von Zeit zu Zeit zum Drehen brachte, ohne dadurch unser Gespräch im geringsten zu unterbrechen. Es ist das sein fortwährendes Gebet, welches er der Luft mitteilt, damit es mit Hilfe dieses Elementes leichter in den Himmel gelange. Wir schritten durch eine lange Reihe von niedrigen Zimmern, deren Wände mit Gestellen versehen waren, auf denen Buddhabilder von allen Größen standen, aus allen Arten von Material gefertigt und bedeckt mit einer dicken Lage

Staub: schließlich traten wir auf eine offene Terrasse hinaus, wo das Auge, indem es die Gegend rings umher umfaßte, auf eine unwirtliche, mit grauen Felsen besäte Landschaft blickte, die von einer einzigen, auf beiden Seiten in den Grenzen des Horizontes sich verlierenden Landstraße durchschnitten wurde.

Nachdem wir einmal saßen, brachte man uns sofort Hopfenbier, Tschang genannt, welches das Kloster selbst bereitet. Es teilt allen Mönchen baldigst jene Körperfülle mit, die hier als Zeichen einer besondern Gunst des Himmels gilt.

Man spricht hier tibetanisch. Der Ursprung dieser Sprache ist voller Dunkelheit. Gewiß ist, daß ein König von Tibet und Zeitgenosse Mohameds es unternahm, für alle Anhänger Buddhas eine allgemeine Sprache zu schaffen. Zu diesem Zweck ließ er die Sanskritgrammatik vereinfachen, stellte ein Alphabet zusammen, das eine endlose Anzahl von Zeichen enthielt, und legte so den Grund zu einer Sprache, deren Aussprache zu den leichtesten und deren Schrift zu den verwickeltsten gehört, die es gibt. In der That muß man, um einen Laut darzustellen, nicht weniger als acht Schriftzeichen anwenden. Die ganze moderne Literatur Tibets ist in dieser Sprache geschrieben. Uebrigens spricht man das reine Tibetanische nur in Ladak und in Osttibet; in allen anderen Teilen des Landes bedient man sich der Mundarten, die aus einem Gemisch dieser Muttersprache

mit verschiedenen Idiomen gebildet wurden, welche den Nachbarvölkern der einen oder andern Gegend entlehnt sind.

Selbst für das gewöhnliche Leben des Tibetaners bestehen fortwährend zwei Sprachen: die eine ist absolut unverständlich für die Frauen, die andere wird von der ganzen Nation gesprochen. Nur in den Klöstern kann man das Tibetanische in seiner ganzen Reinheit und Unversehrtheit antreffen.

Der Klosterklerus zieht die Besuche der Europäer jenen der Muselmanen bei weitem vor. Als ich den Lama über den Grund davon befragte, antwortete er mir folgendes:

„Die Muselmanen haben mit unserer Religion keinen Berührungspunkt; noch ganz vor kurzem haben sie bei ihrem siegreichen Feldzug einen Teil der Buddhisten gewaltsam zum Islam bekehrt. Es macht uns viele Mühe, diese Muselmanen, Abkömmlinge von Buddhisten, auf den rechten Weg zum wahren Gott zurückzuführen. Was die Europäer anbelangt, so ist das eine ganz andere Sache. Sie bekennen nicht allein die wesentlichen Prinzipien des Monotheismus, sondern sie bilden eine Klasse von Buddhaverehrern beinahe mit dem gleichen Recht wie die Lamas, welche Tibet selbst bewohnen. Der einzige Fehler der Christen besteht darin, daß sie sich, nachdem sie die erhabene Lehre Buddhas angenommen, gleichzeitig vollständig von ihm getrennt und sich einen andern

Dalai-Lama geschaffen haben. Der unserige allein hat die göttliche Gabe erhalten, die Majestät Buddhas von Angesicht zu Angesicht zu schauen, sowie die Gewalt, als Mittler zwischen der Erde und dem Himmel zu dienen."

„Wer ist dieser Dalai-Lama der Christen, von dem Ihr gesprochen habt?" sagte ich zu meinem Begleiter. „Wir haben einen ‚Sohn Gottes', an den wir unsere inbrünstigen Gebete richten; er ist's, zu dem wir Zuflucht nehmen, damit er bei dem einigen und unteilbaren Gott fürbitte."

„Nicht dieser steht hier in Frage, Sahib! Auch wir verehren denjenigen, welchen ihr als den Sohn des einigen Gottes bekennt. Allein wir sehen in ihm nicht den eingebornen Sohn, sondern das vornehmste Wesen, den unter Allen Auserwählten. In der That hat Buddha mit seinem rein geistigen Wesen Fleisch angenommen in der geheiligten Person Issas, der ohne Anwendung von Feuer und Schwert unsere erhabene und wahre Religion in der ganzen Welt verbreitet hat. Ich will von eurem irdischen Dalai-Lama reden, von dem, welchem ihr den Titel ‚Vater der ganzen Kirche' gegeben habt. Das ist eine große Sünde; möchte sie den Schafen vergeben werden, die sich auf dem schlechten Weg befinden," sagte der Lama, indem er sein Gebetsfähnchen noch einmal zum Drehen brachte.

Ich begriff, daß er eine Anspielung auf den Papst gemacht hatte.

„Ihr sagtet mir, ein Sohn Buddhas, Issa, der Auserwählte unter allen, hätte eure Religion auf der Erde ausgebreitet. Wer ist denn das?"

Auf diese Frage machte der Lama überaus große Augen, betrachtete mich mit Verwunderung und sagte einige Worte her, die ich nicht auffassen konnte, wobei er in unverständlicher Weise murmelte:

„Issa ist ein großer Prophet, einer der ersten nach den zweiundzwanzig Buddhas; er ist viel größer als irgend einer von allen Dalai-Lamas; denn er bildet einen Teil des geistigen Wesens unseres Herrn. Er hat euch unterrichtet, hat die sündigen Seelen in den Schoß Gottes zurückgeführt, hat euch der Wohlthaten des Schöpfers würdig gemacht und endlich jedem Wesen gestattet, das Gute und das Böse zu erkennen. Sein Name und seine Thaten sind in unseren heiligen Büchern verzeichnet, und beim Lesen seines edlen Daseins, das inmitten verirrter Völker verfloß, weinen wir über die schaudervolle Sünde der Heiden, die ihn mordeten, nachdem sie ihn gefoltert hatten."

Ich war von der Mitteilung des Lamas überrascht; — der Prophet Issa, seine Marter und sein Tod, unser christlicher Dalai-Lama, die Buddhisten, welche das Christentum anerkannten, alles das ließ mich mehr und mehr an Jesus Christus denken. — Ich bat meinen Dolmetscher, kein einziges von den Worten des Lama, mit dem ich mich unterhielt, zu vergessen.

„Wo befinden sich diese Schriften und wer hat sie verfaßt?“ fragte ich den Mönch.

„Die hauptsächlichsten Rollen, deren Abfassung zu verschiedenen Zeiten in Indien und Nepal je nach Maßgabe der beschriebenen Ereignisse stattfand, befinden sich in der Anzahl von mehreren Tausenden in Lassa. In einigen großen Klöstern gibt es Abschriften davon. Dieselben wurden zu unterschiedlichen Epochen von den Lamas während ihres Aufenthalts in Lassa gemacht und in der Folge ihrem Kloster geschenkt, zum Andenken an ihr Verweilen bei unserem Großmeister, dem Dalai-Lama.“

„Ihr selbst besitzet keine Abschriften, die auf den Propheten Issa Bezug haben?“

„Nein, wir haben deren nicht. Unser Kloster ist von geringer Bedeutung, und seit seiner Gründung haben unsere auf einander folgenden Lamas kaum einige hundert Abschriften unter ihrem Besitzstand. Die großen Klöster haben deren nach Tausenden. Aber es sind das heilige Dinge, die man Euch nirgends zeigen wird.“

Wir unterhielten uns noch einige Minuten, worauf ich mich von dort nach dem Lager begab, während ich stets über die Mitteilungen des Lama nachdachte: Issa ein Prophet der Buddhisten! Aber wie hätte er dies werden können? Von jüdischer Abkunft lebte er in Palästina und in Aegypten; die Evangelien enthalten kein Wort, nicht die mindeste Anspielung auf die Rolle, welche

der Buddhismus in der Erziehung Jesu gespielt hätte.

Ich entschloß mich, alle Klöster Tibets zu besuchen, da ich hoffte, dort reichlichere Auskünfte über den Propheten Issa zu sammeln und vielleicht Kopien auf ihn bezüglicher Schriftstücke zu finden. Ohne uns Rechenschaft darüber abzulegen, gingen wir über den Namykalapaß von 13000 Fuß Höhe, von wo wir ins Thal des Flusses Salinumah hinabstiegen. Nachdem wir uns gegen Süden gekehrt, erreichten wir Karbu, indem wir zahlreiche Dörfer hinter uns und am andern Ufer ließen, unter anderen Schagdum, das in außerordentlich angenehmer Lage auf dem Gipfel eines Felsens erbaut ist. Die Häuser sind weiß und schauen festtäglich aus mit ihren zwei oder drei Stockwerken; es ist dies übrigens eine Eigentümlichkeit, die allen Dörfern Ladaks gemein ist.

Das Auge eines in Kaschmir reisenden Europäers würde dort bald die geringste Vorstellung von seiner heimatlichen Architektur verlieren. In Ladak dagegen ist er angenehm überrascht beim Anblick der kleinen zwei- oder dreistöckigen und vierfach gekreuzten Häuser, die ihn an die europäischen Ländern erinnern.

Nahe bei der Stadt Karbu sieht man auf zwei steilen Felsen die Ueberreste eines Städtchens oder eines Dorfes. Ein Sturm und ein Erdbeben haben, wie man sagt, diese Mauern umgestürzt,

deren Festigkeit gleichwohl nichts zu wünschen übrig ließ. Tags darauf machte ich noch eine Station und überstieg den 13500 Fuß hohen Paß Fotu-La; auf dem Gipfel erhebt sich eine kleine Kapelle (T'horthene). Von da ging ich dem vollständig ausgetrockneten Bett eines Wildbachs folgend, bis zu einem Weiler Namens Lamayür hinab, der unversehens vor den Augen des Reisenden erscheint. Ein Kloster, das an den Flanken des Felsens angeleimt zu sein scheint und das sich dort auf wunderbare Weise festhält, beherrscht das Dorf. Die Treppen sind in diesem Kloster etwas Unbekanntes; um von einem Stockwerk in das andere zu gehen, bedient man sich der Seile. Mit der Außenwelt steht man mittelst eines Labyrinths von überbauten Galerien und endlosen schmalen Gängen in Verbindung. Unter den Klosterfenstern, die an große, an einen isolirten Felsen festgemachte Nester erinnern, befindet sich eine kleine Herberge, die den Reisenden wenig verlockende Zimmer zur Verfügung stellt. Kaum hatte ich mich auf einen Teppich ausgestreckt, als in gelbe Talare gekleidete Mönche mein Zimmer füllten; sie plagten mich mit Fragen über die Orte, von denen ich herkam; über den Zweck meiner Reise und so weiter. Schließlich luden sie mich ein, zu ihnen hinauf zu steigen.

Trotz meiner Müdigkeit nahm ich ihr Anerbieten an und schickte mich an, die steilen Gänge hinauf zu klettern. Dieselben sind in den

Felsen selbst eingehauen und versperrt durch eine Unzahl von Gebetmühlen oder -fähnchen, die ich gegen meinen Willen berührte und zum Drehen brachte. Man hat sie dort aufgestellt, um den Vorbeigehenden einen Zeitverlust im Beten zu ersparen; gleichsam als ob ihre Obliegenheiten ihr ganzes Tagewerk in Anspruch genommen hätten, so daß ihnen keine Muße zum Beten blieb. Viele fromme Buddhisten benützen zu diesem Zweck die Strömung der Flüsse. Ich habe eine ganze Reihe von Walzen gesehen, die mit ihren Formeln versehen und derart am Ufer aufgestellt waren, daß das Wasser sie in Bewegung setzte und dadurch die Eigentümer von der Verpflichtung zu beten befreite.

Ich setzte mich auf eine Wandbank in einem Saal nieder, in dem ein Halblicht herrschte. Die Wände waren besetzt mit den unvermeidlichen Götterbildern Buddhas, mit Büchern und Gebetsmaschinen. Die geschwätzigen Lamas beschäftigten sich damit, mir die Bedeutung jedes Gegenstands zu erklären.

„Und diese Bücher hier," fragte ich sie, „beziehen sich ohne Zweifel auf die Religion?"

„Ja, Herr! Das sind etliche religiöse Bände, welche von den ersten und hauptsächlichsten Riten des gemeinschaftlichen Lebens handeln. Wir besitzen mehrere Teile von Buddhas Worten, gewidmet dem großen und unteilbaren göttlichen Wesen und allem dem, was aus seinen Händen hervorgegangen ist."

„Befinden sich unter diesen Büchern nicht auch einige Berichte über den Propheten Issa?"

„Nein, Herr!" antwortete mir der Mönch. „Wir besitzen nur einige Haupttraktate in Bezug auf die Beobachtung der religiösen Gebräuche. Was die Lebensbeschreibung unserer Heiligen anbelangt, so sind diese in Lassa gesammelt worden. Es gibt selbst große Klöster, die noch keine Zeit gehabt haben, sie sich zu verschaffen. Bevor ich in dieses Gonpa kam, wohnte ich mehrere Jahre in einem großen Kloster im jenseitigen Ladak und dort habe ich Tausende von Büchern und Rollen gesehen, die von den Lamas des Klosters in verschiedenen Epochen abgeschrieben wurden."

Nachdem ich sie noch lange befragt, erfuhr ich, das in Frage stehende Kloster befände sich bei Leh. Meine wiederholten dringenden Nachforschungen hatten, wie es schien, die Wirkung, im Geist der Mönche Argwohn zu erwecken. Mit einem wahrhaften Vergnügen führten sie mich wieder nach unten. Dort schlief ich nach einem leichten Abendessen ein, nachdem ich meinen Hindu beauftragt hatte, sich bei den jungen Lamas geschickt nach dem Namen des Klosters zu erkundigen, das ihr Oberer vor seiner Berufung nach Lamayür bewohnt hatte.

Als ich beim Morgengrauen aufgestanden war, setzte ich meinen Weg fort, und der Hindu that mir zu wissen, daß er den Lamas, die auf ihrer Hut waren, nichts habe entlocken können. Ich

werde mich nicht dabei aufhalten, das Leben der Mönche in diesen Klöstern zu beschreiben; denn in allen Ordenshäusern von Ladak ist es das nämliche. Ich habe später das berühmte Kloster von Leh gesehen, auf welches ich noch ausführlich zurückkommen werde, vornehmlich im Betreff der sonderbaren Existenz, welche darin die Mönche und Ordensmänner führen, deren Leben ein gemeinschaftliches ist.

In Lamayür beginnt ein jäher Abstieg durch einen engen und düsteren Hohlweg, der sich gegen den Indus hin wendet.

Ohne eine Idee von den Gefahren zu haben, welche das Hinuntersteigen darbot, schickte ich meine Träger voraus und betrat eine ziemlich gemächliche Straße, die zwischen Hügeln von braunem Thon hinläuft. Aber bald machte mir der Weg den Eindruck, als beschritte ich ein enges und dunkles Kellergeschoß; er schlängelte sich wie ein Karnies um die Seiten des abschüssigen Berges und hing über einem fürchterlichen Abgrund. Wenn mir ein Reiter begegnet wäre, so hätte er gewiß nicht vorbeikommen können. Jede Beschreibung wäre zu matt, um die grandiose, wilde Schönheit dieser Bergschlucht wiederzugeben, deren Gipfel ihre Häupter zum Himmel emporstrecken. An gewissen Stellen wird der Weg so eng, daß ich vom Sattel aus den gegenüberliegenden Fels mit dem Ende meines Rohrstocks erreichen konnte. Dann wieder kommt es einem vor, als ob man dort,

wo man sich befindet, auf der Stelle sterben müsse. Es war jetzt zu spät, um vom Pferd zu steigen. Da ich allein in diese Schlucht hineingegangen, so zweifelte ich nicht, daß ich bald Gelegenheit bekommen würde, meine thörichte Unvorsichtigkeit zu bedauern.

Diese Schlucht ist nichts anderes, als ein ungeheurer, von einem furchtbaren Erdbeben verursachter Riß, der zwei mächtige Granitfelsmassen gewaltsam aus einander gesprengt hat. In der Tiefe der Schlucht sieht man einen mit Mühe erkennbaren weißen Faden laufen: einen reißenden Wildbach, dessen dumpfes Rauschen den Weg mit geheimnisvollem Gemurmel erfüllt. Ueber dem Reisenden schwebt ein blaues, schmales, vielfach gekrümmtes Band, der einzige Teil des Himmelsgewölbes, den die Granitfelsen erscheinen lassen. Ja, ein köstliches Vergnügen war dieser majestätische Anblick der Natur; aber gleichzeitig erfüllten mich dieser ernste Frieden, die fürchterliche Stille des Gebirges und das melancholische Murmeln des Wassers, dessen Wellen sich an den Granitfelsen brachen, mit unüberwindlicher Angst.

Nahezu acht Meilen lang hatten wir diese zugleich süßen und peinlichen Empfindungen zu fühlen; dann trat unser Trupp nach einer Rechtswendung auf ein kleines Thal hinaus, das rings umragt wurde von Felsen, deren granitene Spitzen sich im Indus spiegelten. An den hohen Ufern des Flusses befindet sich die berühmte kleine Festung

Khalsi, die aus der Zeit der muselmanischen Einfälle stammt; durch sie hindurch geht die einzige Straße von Kaschmir nach Tibet.

Nachdem ich den Indus auf einer beinahe hängenden Brücke überschritten, die zum Thor der Festung führt, welche man nicht umgehen kann, — ging ich durch das kleine Thal, dann durch das Dorf Khalsi; ich begehrte die Nacht im Weiler Snurly zuzubringen, der im Flußthal liegt und in Form von Terrassen, welche an den Indus anstoßen, erbaut ist. Die beiden folgenden Tage reiste ich ruhig und ohne Schwierigkeiten überwinden zu müssen, den Ufern des Indus entlang durch eine malerische Gegend, die mich nach Leh, der Hauptstadt von Ladak, führte.

Wenn man das kleine Saspulathal durchquert, begegnet man nahe beim Dorf gleichen Namens, in der Entfernung von mehreren Kilometer, T'horthenen, Malis*) und zwei Klöstern, auf deren einem die französische Fahne weht. In der Folge erfuhr ich, daß ein französischer Ingenieur den Mönchen damit ein Geschenk gemacht hatte; diese bedienten sich ihrer zu einem Dekorationszweck.

Ich verbrachte die Nacht in Saspula und vergaß wahrlich nicht, die Klöster zu besuchen; ich sah zum zehntenmal wieder die ewigen und stau-

*) Anm. d. Uebers. Malis sind buddhistische Türme oder Pyramiden.

bigen Götzenbilder Buddhas; Haufen von Lappen und roten Fahnen in einem Winkel; unförmliche, auf dem Boden herumliegende Masken; Bücher, ohne Ordnung aufgetürmte Papierrollen und eine ungeheure Menge von Gebetmaschinen. Die Lamas finden ein besonderes Vergnügen daran, diese Dinge vorzuzeigen; sie haben das Aussehen, als breiteten sie die Schätze des Klosters vor unseren Augen aus und kümmerten sich sehr wenig um das Sonderinteresse, das der Reisende daran nimmt.

„Wir müssen alles sehen lassen, weil wir hoffen, daß der Anblick dieser heiligen Gegenstände allein den Reisenden zwingen wird, an die göttliche Hoheit der menschlichen Seele zu glauben."

Im Betreff des Propheten Issa machte man mir die gleichen Erzählungen, die ich schon vernommen hatte. Ich erfuhr — was ich vorher wußte, — daß die Bücher, die mich über ihn belehren konnten, sich in Lassa befanden, und daß die großen Klöster allein einige Abschriften davon besaßen. Ich dachte nicht mehr daran, nach Karakorum zu gehen; wohl aber, die Geschichte des Propheten Issa aufzufinden, die vielleicht das innere Leben des Besten unter den Menschen in ein gewisses Licht setzen, und die ziemlich unbestimmten Angaben, welche uns das Evangelium über ihn mitteilt, vervollständigen würde.

Ein wenig vor Leh, beim Eingang in das Thal, das diesen Namen trägt, hört unsere Straße bei einem einzeln stehenden Felsen auf, auf dessen

Spitze ein von zwei Türmen flankirtes Fort ohne Garnison und ein kleines Kloster Namens Pitak erbaut sind. Ein 10500 Fuß hoher Berg verteidigt den Eingang nach Tibet. Die Straße steigt plötzlich nordwärts an, in der Richtung nach Leh, das 11500 Fuß hoch, sechs Meilen von Pitak entfernt, am Fuße von ungeheuren Granitbergen liegt, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind und die eine Höhe von 18000 bis 19000 Fuß erreichen. Die Stadt selbst, eingefaßt von einem Gürtel verkrüppelter Zitterpappeln, erhebt sich in Form von auf einander folgenden Terrassen, die von einem alten Fort und vom Palast der früheren Souveräne von Ladak beherrscht werden. Gegen Abend hielt ich meinen Einzug in Leh und stieg in einem Bengalow ab, der eigens für die Europäer, welche die Straße von Indien zur Zeit der Jagden hierher führt, erbaut worden ist.



Ladak.

Ladak bildete vordem einen Teil von Groß-
tibet. Die häufigen Ueberfälle von Feinden,
die aus Norden kamen und durch dies Land zogen,
um Kaschmir zu erobern, sowie die Kriege, deren
Schauplatz Ladak war, brachten dasselbe nicht nur
ins Elend herab, sondern sie hatten auch das Er-
gebnis, es der politischen Herrschaft von Lassa zu
entziehen, indem sie es von einem Eroberer unter
den andern gelangen ließen. Die Muselmanen,
die sich in einem späteren Zeitpunkt Kaschmirs
und Ladaks bemächtigten, bekehrten die schwachen
Einwohner von Kleintibet mit Gewalt zum Is-
lam. Die politische Existenz Ladaks endigte da-
mals, als dieser Landstrich von den Sikhs dem
Kaschmirgebiet einverleibt wurde, was den La-
dakiern gestattete, ihren alten Glauben wieder
anzunehmen. Zwei Drittel der Einwohner benützten
die Gelegenheit, um ihre Gonpas wieder aufzu-
bauen und ihr früheres Leben wieder zu beginnen.
Einzig die Baltistanen blieben schiitische Musel-

manen, eine Sekte, der die Eroberer des Landes angehört hatten. Trotzdem haben sie nur einen sehr oberflächlichen Anstrich des Islams bewahrt, dessen Charakter sich hauptsächlich in ihren Sitten und in der von ihnen geübten Vielweiberei kundgibt. Einige Lamas versicherten mich, daß sie die Hoffnung nicht aufgäben, sie eines Tages zu dem Glauben ihrer Vorfahren zurück zu führen.

In religiöser Hinsicht hängt Ladak von Lassa, der Hauptstadt Tibets und Residenz des Dalai-Lama, ab; in Lassa werden die vornehmsten Khutukhten oder obersten Lamas und die Schogzots oder Klosterwirtschafter gewählt. Politisch steht es unter der Herrschaft des Maharadscha von Kaschmyr, der dort einen Gouverneur unterhält.

Die Eingeborenen von Ladak gehören der chinesisch-turanischen Rasse an und teilen sich in Ladakier und Tschampas. Die Ladakier führen ein seßhaftes Leben; sie bauen Dörfer die engen Thäler entlang, wohnen in zweistöckigen Häusern, in denen eine ziemlich große Reinlichkeit herrscht, und bebauen einige Stücke Erde. Sie sind häßlich über alles Maß. Von kleinem Wuchs, mager, der Rücken manchmal gekrümmt, und zwischen den zurücktretenden Schultern ein unbedeutender Kopf mit vorspringenden Backenknochen und einer schmalen, verschwindenden Stirn; die schwarzen glänzenden Augen von mongolischem Schnitt, die Nase eingedrückt, ein breiter Mund mit dünnen

Lippen, das Kinn klein, mit sehr spärlichen Barthaaren versehen, an dem die zwei hohle Wangen durchfurchenden Runzeln endigen, — so ist der Ladakier beschaffen. Hiezu kommt noch ein glatt geschorener Kopf, von dem eine ganz kleine Haarflechte herunterhängt, und damit hat man den allgemeinen Typus der Eingeborenen nicht nur von Ladak, sondern von ganz Tibet.

Ebenso sind die Frauen von kleinem Wuchs und haben hervorstehende Backenknochen. Allein sie sind von viel kräftigerem Körperbau; ein rosiges Rot färbt ihre Wangen, und ein sympathisches Lächeln verschönt ihre Lippen. Da sie ein sehr gleichmäßiges und sehr fröhliches Gemüt besitzen, so lachen sie gerne.

Das strenge Klima und das rauhe Land verbieten den Ladakiern den Gebrauch von reichen und verschiedenfarbigen Gewändern. Ihre Hemden bestehen aus einfacher grauer Leinwand und grobem Tuch, das sie im Hause verfertigen. Ihre Beinkleider aus gleichem Stoff gehen bis zu den Knieen hinab. Die wohlhabenden Leute kleiden sich dazu noch in den Schoga (eine Art Ueberrock). Im Winter tragen sie eine Pelzmütze mit Ohrenklappen und im Sommer bedecken sie sich den Kopf mit einer Tuchmütze, deren Spitze auf die Seite hängt. Ihr Schuhwerk besteht aus mit Leder überzogenem Filz. An ihrem Gürtel hängt ein ganzes Arsenal von kleinen Gegenständen; man findet dort eine Nadelbüchse, ein Messer, eine Feder und ein Tinten=

zeug, einen Tabaksbeutel, eine Pfeife und die unvermeidliche Gebetmaschine.

Die Tibetaner sind im allgemeinen so träge, daß eine Haarflechte, die sich aufgelöst hat, drei Monate lang nicht mehr geordnet wird. Haben sie einmal ihr Hemd am Leibe, so behalten sie's, ohne dasselbe auszuziehen, so lange an, bis es in Fetzen zerfällt. Ihr Ueberrock ist immer unreinlich, und auf dem Rücken kann man einen breiten öligen Streifen beobachten, den die Haarflechte darauf drückt; man vergißt nicht, sie jeden Tag einzufetten. Die Hände und das Gesicht waschen sie sich einmal im Jahre, nur weil sie durch das Gesetz gezwungen werden, — keineswegs aus vollem freiem Willen. Sie verbreiten einen solchen Gestank, daß man alles anwendet, um sich so wenig wie möglich bei ihnen aufzuhalten.

Dagegen sind die Frauen sehr für die Reinlichkeit und Ordnung eingenommen. Sie waschen sich den ganzen Tag und bei jedem Anlaß. Ein kurzes, reinliches Hemd bedeckt ihren blendend weißen Hals. Die Tibetanerin wirft über ihre runden Schultern ein rotes Kamisol, dessen Schöße in ein enges Beinkleid hineingehen; dasselbe ist von grünem und rotem Tuch und beinahe zwei Meter lang. Sie paßt sich dieses originelle Beinkleid derart an, daß es bauschig wird, was die Beine vor der Kälte schützt. Sie trägt rote gestickte, im Innern mit Pelzwerk gefütterte Schuhe. Ein weiter tuchener Frauenrock mit zahlreichen

Falten vervollständigt ihre Haustoilette. Die Tibetanerinnen flechten ihre Haare in einen dünnen Zopf und heften mit Stecknadeln ein Stück flatterndes Tuch daran, was ein wenig an die Kopfbedeckung der Italienerinnen erinnert. Unter diese Art Schleier hängen sie auf seltsame Weise verschiedene Kiesel von schreienden Farben, sowie Geldstücke und Splitter von zerschnittenem Metall; sie bedecken ihre Ohren mit zwei Klappen aus Tuch oder Pelzwerk. Ueber den Körper breiten sie ein mit Schafwolle ausgefüttertes Tierfell, das ihnen nur den Rücken bedeckt. Die armen Frauen begnügen sich mit einem einfachen Tierfell, während die Frauen von wohlhabendem Stande wirkliche Pelzmäntel von rotem Tuch mit Goldfransen bestickt tragen.

Sei es, daß sie in den Straßen spazieren gehen, oder ihren Nachbarinnen einen Besuch abstatten, stets tragen die Ladakierinnen auf dem Rücken einen stumpfkegelförmigen Korb, dessen kleinere Basis dem Boden zugekehrt ist; sie füllen ihn mit Pferdekot und Kuhmist an, aus welchen das Brennmaterial des Landes besteht. Jede Frau besitzt Geld, das ihr eigentümlich gehört; sie gibt es für wertlosen Tand aus. Im allgemeinen kauft sie sich mit geringen Kosten große Stücke Türkis, die den wunderlichen Verzierungen ihres Kopfputzes hinzugefügt werden. Ich habe solche Steine gesehen, die bis zu fünf Pfund schwer waren. Die Ladakierin nimmt eine gesellschaftliche Stel-

lung ein, um welche sie alle Frauen des Orients beneiden; denn sie ist frei und geachtet. Einige Feldarbeiten abgerechnet, verbringt sie den größten Teil ihrer Zeit mit Besuchen; gleichwohl ist zu bemerken, daß Fraubasengeschwätze hier ein unbekanntes Ding sind.

Die seßhafte Bevölkerung von Ladak treibt Ackerbau; aber die Einwohner besitzen so wenig Land (der Anteil eines jeden mag sich auf ungefähr vier Hektar erheben), daß der Ertrag, den sie daraus ziehen, nicht hinreichen kann, ihre notwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten, und daß er ihnen nicht erlaubt, die Steuern zu bezahlen. Man mißachtet allgemein die Handwerke; die Handwerksleute und Musiker bilden die niedrigste Gesellschftsklasse. Man gibt ihr den Namen „Bem" und hütet sich wohl, in verwandtschaftliche Verbindung mit ihr zu treten. Während der Mußestunden, welche die Feldarbeiten den Eingebornen übrig lassen, widmen sie sich der Jagd auf tibetanische Ziegen, deren Fell in Indien sehr hoch geschätzt wird. Die Aermsten, die nicht so viel haben, um sich zur Jagd ausrüsten zu können, vermieten sich als Kulis. Das ist auch die Beschäftigung der Frauen, welche sehr gut Strapazen aushalten; sie befinden sich dabei viel besser als ihre Männer, deren Faulheit so weit geht, daß sie fähig sind, eine ganze Nacht, ohne sich um Kälte oder Hitze zu kümmern, auf einem Lager von Steinen ausgestreckt, unter freiem Himmel zuzubringen.

Die Vielmännerei (auf welche ich umständlicher zurückkommen werde) bewirkt, daß alle Eingebornen vereinigt wohnen und große Familien bilden, die ihre Aecker gemeinsam bebauen. Sie bedienen sich hiezu der Yaks, der Zos und Zomos (Ochsen und Kühe). Kein Mitglied der Familie kann sich von derselben trennen, und wenn es stirbt, fällt sein Anteil dem gemeinsamen Haushalt anheim.

Man sät fast nur Roggen; die Körner sind wegen der Rauheit des Klimas sehr dünn. Man erntet auch Gerste, die man zu Pulver zerreibt, bevor man sie verkauft. Sind einmal die Feldarbeiten beendigt, so gehen alle männlichen Einwohner in die Berge, um ein wildes Kraut Namens „Enoriota" und große Dornsträuche „Dama" einzusammeln. Sie machen Brennholz daraus; denn Material zur Feuerung ist eine seltene Sache in Ladak. Man sieht dort weder Holz noch Gärten und nur ausnahmsweise trifft man am Ufer der Flüsse auf magere Gruppen von Weiden und Pappelbäumen. Bei den Dörfern findet man auch einige Zitterespen, aber mangels fruchtbarer Erde kann die Gärtnerei keine Ausdehnung gewinnen.

Der Holzmangel macht sich vornehmlich bei den Bauten bemerkbar. Man stellt dieselben aus an der Sonne getrockneten Backsteinen her, und — was noch öfter geschieht — aus Steinen von mittlerer Größe, die man mit einer Art Mörtel, aus Lehm und gehacktem Stroh zusammengesetzt, mit einander verbindet. Die Häuser der seßhaften

Ladakier sind zweistöckig, die Vorderseite derselben ist sorgfältig geweißt, die Fensterrahmen sind mit lebhaften Farben bemalt. Das flache Dach des Hauses bildet eine Terrasse, die man mit wilden Blumen schmückt, und auf der die Bewohner während der schönen Saison die Zeit totschlagen, indem sie die Natur betrachten und ihre Gebetmaschinen zum Drehen bringen. Jede Wohnung setzt sich aus mehreren Zimmern zusammen; unter anderen gibt es einen Saal, dessen Wände mit prächtigem Pelzwerk dekorirt sind, und den man für die Besucher reservirt. In den übrigen Zimmern findet man Betten und andere Mobiliargegenstände. Die reichen Leute besitzen überdies ein besonderes, mit Götzenbildern angefülltes und für die Gebete vorbehaltenes Gemach.

Die Lebensweise ist hier sehr regelmäßig. Man ißt von allem, ohne große Auswahl; aber die hauptsächliche Nahrung der Ladakier ist äußerst einfach. Das Frühstück besteht aus einem Stück Kornbrot: am Mittag stellt man einen Napf Mehl, in den man lauwarmes Wasser gießt, auf den Tisch, und man rührt das Ganze mit kleinen Stäbchen so lange herum, bis das Gemisch die Konsistenz eines dicken Teigs erlangt hat. Davon trennt man kleine Kugeln los, die man mit Milch ißt. Abends servirt man Brot und Thee. Fleisch ist ein überflüssiger Luxus. Fast nur die Jäger bringen ein wenig Abwechslung in ihre Kost, indem sie sich vom Fleisch der wilden Ziegen, der

Adler oder der weißen Fasanen nähren, die in diesem Lande ziemlich gewöhnlich sind.

Den Tag über trinkt man bei jedem Anlaß Tschang, eine Art helles Bier ohne Schaum.

Wenn es geschieht, daß ein Ladakier, auf einem kleinen Pony sitzend — diese glücklichen Bevorzugten sind sehr selten — auszieht, um in der Umgebung Arbeit zu suchen, so versieht er sich mit einem geringen Vorrat an Mehl. Ist die Stunde des Mittagmahls gekommen, so steigt er bei einem Fluß oder einer Quelle ab, schüttet in eine Holztasse, die ihn niemals verläßt, ein wenig Mehl und Wasser, knetet es und verzehrt sodann den Teig mit Wasser.

Die Tschampas oder Nomaden bilden den andern Teil der Bevölkerung Ladaks; sie sind viel roher und überdies viel ärmer als die seßhaften Ladakier. Die meisten sind große Jäger; sie vernachlässigen den Landbau vollständig. Obgleich sie die buddhistische Religion bekennen, besuchen sie niemals die Klöster, ausgenommen, wenn sie Mehl nötig haben, das sie im Austausch für ihr Wildbret erhalten. Am öftesten kampiren sie unter dem Zelt auf dem Gipfel der Berge, wo die Kälte sehr streng ist. Während die Ladakier im eigentlichen Sinn genannt, sehr begierig sind, sich zu unterrichten, an eingefleischter Trägheit leiden, und sozusagen die Lüge nicht kennen, sind die Tschampas im Gegenteil sehr jähzornig, überaus heftig, große Lügner und zeigen eine große

Verachtung für die Klöster. Unter ihnen wohnt die kleine Horde der Khomba; sie sind aus den Umgebungen von Lassa gekommen und führen das armselige Leben einer Bande von Zigeunern, die auf den Straßen betteln. Unfähig zu aller Arbeit, eine andere Sprache redend als jene des Landes, worin sie ihr Brot suchen, sind sie der Gegenstand der allgemeinen Verachtung. Man duldet sie fast nur aus Mitleid mit ihrer bedauernswerten Lage, wenn sie der Hunger zufällig antreibt, ein Dorf haufenweise in Angriff zu nehmen.

Die in allen Familien herrschende Vielmännerei stachelte natürlich meine Wißbegierde mächtig. Sie ist übrigens keine Folge der Lehre Buddhas. Die Vielmännerei hat schon lange vor der Erscheinung Buddhas bestanden; sie hat in Indien beträchtliche Verhältnisse angenommen und macht dort eines der wirksamsten Mittel aus, um den Aufschwung einer Bevölkerung, die stets anzuwachsen strebt, nieder zu halten. Noch jetzt verursacht der abscheuliche Gebrauch, die neugeborenen Kinder weiblichen Geschlechts zu erwürgen, in Indien schreckliche Verheerungen; die Anstrengungen der Engländer in ihrem Kampf gegen die Vernichtung der künftigen Mütter ist fruchtlos geblieben. Manu selbst erhob die Polyandrie zum Gesetz, und buddhistische Prediger, welche den Brahmanismus abgeschworen hatten und den Gebrauch des Opiums predigten, brachten

die Sitte nach der Insel Ceylon, nach Tibet, in die Mongolei und nach Korea. In China lange Zeit unterdrückt, findet man die Vielmännerei, die sich in Tibet und Ceylon ausbreitete, auch bei den Kalmücken, unter den Todas im südlichen Indien, und den Nairs an der Küste von Malabar. Spuren dieser seltsamen Familienverfassung trifft man sodann bei den Tasmaniern und in Nordamerika bei den Irokesen.

Uebrigens hat die Vielmännerei selbst in Europa geblüht, wenn man Cäsar glauben soll, der in seinem „De Bello Gallico", Lib. V. sagt: „Uxores habent deni duodenique inter se communes, et maxime fratres cum fratribus et parentes cum liberis."

Aus allem dem ergibt sich, daß es unmöglich ist, die Vielmännerei als einen religiösen Gebrauch zu betrachten. In Tibet läßt sie sich durch Motive ökonomischer Art erklären in Anbetracht der überaus kleinen Fläche urbaren, jedem Einwohner anheimgefallenen Bodens. Um in Tibet die Zahl von 1500000 Bewohnern, die sich auf eine Fläche von 1200000 Quadratkilometer verteilen, zu erhalten, mußten die Buddhisten die Vielmännerei adoptiren; überdies ist jede Familie gehalten, eines ihrer Mitglieder in die geistlichen Orden eintreten zu lassen. Der Erstgeborene wird einem Gonpa angelobt; ein solches findet man unfehlbar auf einer Anhöhe am Eingang jeden Dorfs. Sobald das Kind das Alter von acht Jahren erreicht

hat, vertraut man es den Karawanen an, die vorüber reisen und nach Lassa gehen. Dort bleibt es vom achten bis fünfzehnten Jahr als Novize in einem der die Stadt umgebenden Gonpas. Der Knabe lernt lesen, schreiben, studirt die religiösen Riten und die heiligen Pergamente. Dieselben sind in der Palisprache geschrieben, welche ehemals die Sprache des Landes Maguada war, wo der Tradition zufolge Buddha Gothama geboren wurde.

Der älteste Bruder wählt eine Gattin, die allen Mitgliedern seiner Familie gemeinsam wird. Die Wahl der Braut und die Hochzeitszeremonien gehören zu den unausgebildetsten. Wenn eine Frau und ihre Männer die Verehelichung eines ihrer Söhne beschlossen haben, wird der älteste Bruder beauftragt, einen Nachbar, der eine Tochter zu verheiraten hat, zu besuchen.

Der erste und zweite Besuch wird unter mehr oder weniger abgedroschenen Redensarten hingebracht, die man mit häufigen Libationen von Tschang untermischt. Erst wenn der junge Mann zum drittenmal kommt, erklärt er seine Absicht, eine Frau zu nehmen. Darauf führt man die junge Tochter herbei; sie ist keine Unbekannte für ihren Bräutigam, denn die Frauen in Ladak verschleiern sich das Gesicht niemals.

Man kann ein junges Mädchen nur verheiraten, wenn es darein willigt. Im Fall der Zustimmung führt der junge Mann die Braut in sein

Haus und sie wird nun sein Weib und das seiner Brüder. Besitzt eine Familie nur einen einzigen Sohn, so schickt sie ihn zu einer Frau, die nur zwei oder drei Männer hat. Dieser bietet er sich an, die Rolle eines vierten Gatten zu übernehmen — ein Anerbieten, das man allgemein nicht ablehnt; darum richtet sich der junge Mann in seiner neuen Familie sofort häuslich ein.

Die Eltern wohnen mit den Neuvermählten zusammen bis zur Geburt des ersten Kindes. Den Tag darauf, wo die Familie sich um ein neues Mitglied vermehrt hat, überlassen die Eltern den jungen Eheleuten ihr ganzes Vermögen, und ziehen von ihnen weg, um irgend ein kleines Haus abseits zu bewohnen.

Manchmal verheiratet man auch noch nicht mannbare Kinder. Aber dann lebt jedes der Neuvermählten für sich, bis sie das heiratsfähige Alter erreicht und selbst überschritten haben. Ein junges Mädchen, das vor seiner Verheiratung schwanger wird, ist nicht allein der Verachtung aller nicht ausgesetzt, sondern ganz im Gegenteil umgibt jeder dasselbe mit Zeichen seines größten Respekts; denn es ist fruchtbar, und eine Menge Männer bewerben sich eifrig um die Gunst, seine Hand zu erhalten. Die Frau ist berechtigt, eine unbeschränkte Zahl von Gatten oder Geliebten zu haben. Wenn sie im letzteren Fall einen jungen Mann wahrgenommen hat, so führt sie denselben in ihr Haus, entfernt alle ihre Männer und schläft mit dem zu-

sammen, den sie liebt. Dann zeigt sie an, daß sie sich einen Liebhaber, „Sching-tuh“, genommen habe, welche Neuigkeit die aus ihren Funktionen vertriebenen Männer mit einem gewissen Vergnügen erfahren. Dasselbe ist um so lebhafter, wenn sich die Frau während der drei ersten Jahre ihrer Verheiratung unfruchtbar gezeigt hat. Man macht sich hier eine sehr unklare Vorstellung von der Eifersucht. Der Tibetaner ist viel zu kaltblütig, um die Liebe zu kennen; sie wäre für ihn beinahe ein Anachronismus. Selbst wenn man in ihr keine flagrante Verletzung des Gebrauchs sehen würde, welcher verlangt, daß die Weiber allen mit einander gemeinsam seien, würde die Liebe in ihren Augen doch nur für einen Luxus gelten, den nichts zu rechtfertigen vermöchte.

Im Fall der Abwesenheit eines Ehemanns bietet man dessen Platz einem Unverheirateten oder Witwer an, obgleich die letzteren hier in der Minderzahl sind, da die Frau ihre dürftigen Männer gewöhnlich überlebt; bisweilen wählt man einen buddhistischen Reisenden, den seine Geschäfte einige Zeit im Dorfe zurückhalten. Ein Ehemann auf Reisen oder auf der Suche nach Arbeit in der benachbarten Landschaft benützt bei jedem Halt die Gastfreundschaft seiner Religionsgenossen, die ihm das eigene Weib anbieten. Wenn eine Frau unfruchtbar geblieben ist, strengen sich ihre Männer auf jede Weise an, um die Reisenden zu bewegen, bei ihnen für eine Nacht abzusteigen, in der Hoff-

nung, daß sie durch diese zu Vätern gemacht werden.

Trotz ihrer eigentümlichen Stellung ist die Frau gänzlich frei in der Wahl eines Gatten oder eines Liebhabers; sie genießt die allgemeine Achtung, ist fortwährend guter Laune, nimmt teil an allem, was man sagt, und geht ungehindert überall hin, wo es ihr gefällt, ausgenommen den Hauptbetsaal im Kloster, wo ihr der Eintritt ausdrücklich untersagt ist.

Die Kinder kennen nur ihre Mutter. Für ihre Väter fühlen sie keine Zuneigung.



Ein Fest in einem Gonpa.

Leh, die Hauptstadt von Ladak, ist ein Städtchen von 5000 Einwohnern, und besteht aus zwei oder drei Straßen mit weiß getünchten Häusern. In der Mitte der Stadt befindet sich der viereckige Bazar, wo die Kaufleute aus Indien, China, Turkestan, Kaschmir und Tibet zusammenkommen, um ihre Produkte gegen tibetanisches Gold auszutauschen. Dieses bringen die Eingeborenen herbei, die sich dort mit Tuchkleidern für ihre Mönche versorgen, und dabei ihre notwendigsten geringen Bedürfnisse einkaufen.

Ein alter, völlig unbewohnter Palast erhebt sich auf einem Hügel, welcher die Stadt beherrscht. Im Mittelpunkt der Stadt selbst liegt ein weites, zwei Stockwerk hohes Gebäude, in dem der Gouverneur von Ladak, Wessir Suradschbal, residirt, ein sehr sympathischer Pendschabier, der in London zum Doktor der Philosophie promovirte. Um meinen Aufenthalt in Leh zu verschönern, ließ der Gouverneur auf dem Platz des Bazars ein

Polo aufführen, das nationale Spiel der Tibetaner, welches die Engländer von hier nach Europa gebracht haben: man führte am Abend vor der Terrasse seiner Wohnung Tänze und Spiele auf.

Mehrere in Flammen gesetzte Holzstöße warfen lebhafte Lichter auf die Einwohner, die in Menge herbeigelaufen waren und einen Kreis bildeten. In der Mitte desselben tummelte sich eine Schar Personen herum, die als Tiere, Teufel und Zauberer verkleidet waren; sie hüpften, sprangen vorwärts und drehten sich in die Runde, indem sie bei einer monotonen und reizlosen Musik, die zwei gerade, von einer Trommel begleitete Trompeten hören ließen, rhythmische Tänze ausführten.

Das höllische Getöse und unaufhörliche Geschrei der Menge verursachten mir eine ungemeine Belästigung. Die Feierlichkeit endigte mit anmutigen Tänzen der Tibetanerinnen. Sie drehten sich schaukelnd auf ihren Fersen und machten, vor unseren Fenstern angekommen, eine tiefe Verbeugung; sie grüßten uns und ließen ihre kupfernen und elfenbeinernen Armbänder klappern, indem sie die Hände beim Beginn des Handgelenks über einander legten.

Tags darauf reiste ich am frühen Morgen in der Richtung nach einem großen Kloster ab, das Himis heißt, und das in malerischer Lage auf der Höhe eines Felsens steht, mitten in einem vom Indus durchströmten Thal. Dasselbe ist eines

der vornehmsten Klöster des Landes: die Geschenke der Eingeborenen und die aus Lassa geschickten Subsidien gestatten ihm zu leben. Nachdem man den Indus auf einer Brücke nahe bei zahlreichen Dörfern überschritten hat, findet man auf der zum Kloster führenden Straße eine Unzahl von Manis mit Steinen voller eingehauenen Inschriften und von T'horthenen. Unsere Führer trugen Sorge, dieselben nach der rechten Seite zu umgehen; ich wollte mein Pferd links wenden, allein die Ladakier holten mich zurück und führten das Pferd am Leitseil, indem sie mir erklärten, es sei Brauch, rechts um dieselben herum zu gehen. Es war mir unmöglich, den Ursprung dieser Sitte zu erfahren.

Wir brachen dann zu Fuß nach dem Gonpa auf, den ein mit Zinnen versehener, sehr weit sichtbarer Turm beherrscht, und sahen uns vor einer mit schreienden Farben bemalten Pforte, die zu einem sehr großen zweistöckigen Gebäude gehört, das einen mit kleinen Kieselsteinen gepflasterten Hof einschließt. In einer der Ecken rechter Hand befindet sich eine große, bemalte Thüre, mit breiten kupfernen Ringen geschmückt. Sie bildet den Eingang zum Haupttempel, den die Figuren der vornehmsten Götzen zieren und wo man eine große Bildsäule Buddhas, umgeben von einer Menge kleiner heiliger Statuen sieht. Links ist eine Veranda, geschmückt mit einer ungeheuren Gebetmühle. Alle Lamas des Klosters samt ihrem

Oberlama bildeten einen Kreis um die Maschine. Unter der Veranda waren einige Musiker, welche lange Trompeten und Trommeln in den Händen hielten.

Auf der rechten Seite des Hofes befindet sich eine Flucht von Thüren, durch die man in die Kammern der Mönche eintritt; alle sind mit heiligen Figuren verziert und mit kleinen Gebetmaschinen versehen, über welchen schwarz und rot bemalte Dreizacke emporragen, deren Stoffbänder mit Inschriften überladen sind.

Im Mittelpunkt des Hofs sind zwei große Masten aufgerichtet, an deren Spitzen Yakschwänze und lange, mit religiösen Unterweisungen bedeckte Papierbänder flattern. Längs der Mauern des Klosters stehen bändergeschmückte Gebetfähnchen.

Ein tiefes Schweigen herrschte im Hof. Jeder wartete ängstlich auf den Beginn eines religiösen Schauspiels, das man darzustellen im Begriffe stand. Wir hatten auf der Veranda, nicht weit von den Lamas entfernt, Platz genommen; beinahe unmittelbar darauf entlockten die Musiker ihren Trompeten sanfte, eintönige Klänge, indem sie sich mit einer wunderlichen Trommel begleiteten. Sie bestand aus einer Scheibe, die ein in den Erdboden eingeschlagener Stab trug.

Bei den ersten Tönen der melancholischen, von einer bizarren Musik begleiteten Melodie öffneten sich die Thüren längs der Wände des Klosters, um einigen zwanzig maskirten Personen

freie Bahn zu lassen, die als Tiere, Vögel, Teufel und als undenkbare Ungeheuer verkleidet waren. Auf der Brust trugen sie auf chinesische Seide von verschiedenen Farben gestickte phantastische Drachen, Dämonen und Totenköpfe. Von ihrem Kopfputz, der aus einem kegelförmigen Hut bestand, fielen lange, vielfarbige, mit Inschriften bedeckte Bänder auf die Brust herab. Vor dem Gesicht hatten sie eine Larve, die einen auf weiße Seide gestickten Totenkopf vorstellte. In diesem Anzug schritten sie langsam um die in der Mitte des Hofs aufgepflanzten Masten herum, breiteten von Zeit zu Zeit die Arme aus und warfen mit der linken Hand eine Art Löffel in die Luft. Den hauptsächlichsten Bestandteil desselben bildet ein Stück von der Hirnschale eines Menschen, umgeben von einem Band, an dessen Ende Menschenhaare befestigt waren. Dieselben stammten, wie man versicherte, von Feinden her, denen man die Kopfhaut abgezogen hatte. Der Spaziergang um die Masten herum gestaltete sich bald zu einer unbestimmten Hüpferei. Bei einem stärkeren Trommelwirbel hielten die Tänzer inne; dann traten sie ab, indem sie gelbe, bänderverzierte Stäbchen, welche sie in der rechten Hand hielten, in drohender Haltung gegen den Himmel schwangen. Sie kamen, den Oberlama zu grüßen, dann näherten sie sich der zum Tempel führenden Thüre.

In diesem Augenblick brachen aus den Hauptthoren des Tempels andere Personen hervor, deren

Kopf eine kupferne Maske bedeckte. Ihre Kleidung bestand aus gestickten Stoffen von verschiedener Farbe. In der einen Hand hielten sie kleine Trommeln, mit der andern schüttelten sie kleine Glocken. Längs jeder Trommel hing eine Kugel; die geringste Bewegung der Hand stieß sie gegen das tönende Fell, was ein sonderbares Dröhnen hervorbrachte. Diese neuen Tänzer schritten mehrmals um den Hof herum und begleiteten sich dabei mit leichten Schlägen des Tamburins. Nach jedem Absatz machten sie einen betäubenden Lärm, indem sie im Takt alle ihre kleinen Trommeln rührten; dann entfernten sie sich im Laufschritt in der Richtung nach der Eingangspforte und nahmen auf den Stufen der Treppe in einer Reihe Aufstellung.

Einen Augenblick herrschte allgemeine Stille. Hierauf sahen wir aus der Pforte des Tempels eine dritte Gruppe von vermummten Leuten hervorkommen. Ihre ungeheuren Masken stellten unterschiedliche Gottheiten dar und trugen ein drittes Auge auf der Stirne.

An ihrer Spitze marschirte „Thlogan-Pudma-Schungnas“, buchstäblich „der in der Lotosblume Geborene“. Eine andere reich gekleidete Maske, die einen großen gelben, mit Zeichnungen bedeckten Sonnenschirm hielt, begleitete ihn. Sein Gefolge bildeten Götter in prachtvollen Kostümen: Dorsche-Trolong und Sangspa-Kurpo (was besagen will „Brahma selbst“) und andere. Diese

Masken stellten, wie ein neben uns sitzender Lama uns erklärte, sechs Klassen von Wesen dar, die den Verwandlungen unterworfen sind: die Götter, die Halbgötter, die Menschen, die Tiere, die Geister und die Dämonen.

An jeder Seite dieser Personen, die sich langsam und mit Würde vorwärts bewegten, schritten andere Masken, deren seidene Kostüme schimmernde Farben zeigten. Um ihren Kopf waren goldene Kronen geschlungen, die einen Rand mit sechs Blumenzieraten und als Mittelstück einen hohen Pfeil trugen; jede Maske hielt eine Trommel in der Hand.

In dieser Verkleidung machten sie unter den Klängen einer lärmenden, unzusammenhängenden Musik dreimal den Gang um die Masten; dann setzten sie sich auf die Erde, rings um Thlogan-Pudma-Schungnas, den Gott mit drei Augen, herum, der würdevoll zwei Finger in den Mund steckte und einen kreischenden Pfiff ertönen ließ. Auf dieses Signal kamen unverweilt junge, in eine kriegerische Tracht gekleidete Leute im Laufschritt aus dem Tempel. Sie trugen kurze Hemden, an den Beinen Schellen, deren Enden mit im Winde flatternden Bändern besetzt waren, und auf dem Kopf scheußliche, grün bemalte Larven, von denen dreieckige rote Fahnen herabwehten. Indem sie mit ihren Tamburins und ihren Schellen einen höllischen Lärm vollführten, schickten sie sich an, um die auf der Erde sitzenden Götter herum

zu gehen und um sie herum zu tanzen. Zwei große Bursche, die sie begleiteten und die ein eng anliegendes Possenreißergewand angelegt hatten, führten alle Arten Sprünge und abenteuerliche Bewegungen aus. Der eine von ihnen schlug, immer tanzend, ohne Unterlaß die Trommel, die sein Kamerad hielt. Die vergnügte Menge lohnte ihre Grimassen mit schallendem Gelächter.

Eine neue Gruppe, deren Verkleidung aus roten Bischofsmützen und gelben Beinkleidern bestand, trat aus dem Tempel; die Masken hielten Schellen und Tamburins. Sie nahmen den Göttern gegenüber Platz und repräsentirten die mächtigste Gewalt nach der Gottheit.

Endlich erschienen neuerdings rote und braune Masken, die drei gemalte Augen auf der Brust trugen, auf der Scene. Sie formirten mit den vorigen zwei Reihen von Tänzern, die zum Schall der Tamburins und der Musik einen allgemeinen Tanz aufführten, indem sie sich bald näherten, bald entfernten, hier sich im Kreise drehten und dort je zwei und zwei eine Art Kolonne bildeten. Von Zeit zu Zeit, wie es die Pausen erforderten, machten sie Verbeugungen.

In kurzem begann dies Schauspiel, das uns schrecklich langweilte, etwas ruhiger zu werden: Götter, Halbgötter, Könige, Menschen und Geister erhoben sich und wandten ihre Schritte nach dem Hauptthor des Tempels, aus welchem nun langsam und ernsthaft Leute heraustraten, die in

Totengerippe von durchaus vollkommener Arbeit verkleidet waren. Alle diese Aufzüge waren im voraus berücksichtigt und berechnet. Jeder hatte seine besondere Bedeutung. Der Zug der Tänzer blieb stehen, um die Totengerippe vorbeigehen zu lassen, die sich äußerst langsam bis zu den Masten hinbewegten; dort hielten sie an und ließen Holzstücke, die an ihren Seiten hingen, klappern. Der Ton derselben ahmte das Klappern der Kinnbacken nach. Noch zweimal hielten sie ihren Umzug um den Schauplatz, wobei der Rhythmus des unterbrochenen Trommelschalls ihren Gang regelte; schließlich stimmten sie einen religiösen Gesang an. Nachdem sie noch ihre künstlichen, bis zur Vollkommenheit nachgeahmten Kinnladen bewegt und kräftig mit den Zähnen geknirscht hatten, vollzogen sie einige peinlich anzuschauende Verrenkungen und endlich standen sie still.

In diesem Augenblick ergriff man das Bild des Feindes der Menschen, das aus einer Art Teig gemacht und am Fuß des einen Masts aufgestellt war. Man zerriß es, und die Greise, welche sich unter den Zuschauern befanden, verteilten die Stücke an die Totengerippe. Wie es scheint, bedeutete dies, daß sie sich bereit hielten, jene bald auf dem Friedhof einzuholen.

Der Oberlama näherte sich mir und bat mich, auf die Hauptterrasse zu kommen, und mit ihm das Festtschang zu trinken. Ich nahm die Einladung mit Vergnügen an, denn mir schwirrte

der Kopf vor all dem Spektakel, dem ich soeben beigewohnt hatte.

Nachdem ich den Hof überschritten hatte und eine mit Gebetmaschinen angefüllte Treppe emporgestiegen war, ging ich durch zwei Zimmer, in denen sich eine beträchtliche Anzahl von Götterbildern befand, trat auf die Terrasse hinaus und setzte mich dort vor dem ehrwürdigen Lama, dessen Augen von Geist blitzten, auf eine Bank.

Drei Lamas brachten Krüge mit Tschang herbei, das sie in kleine kupferne Tassen gossen. Man bot sie zuerst dem Oberlama, dann mir und meinen Dienern.

„Hat Euch unser kleines Fest Vergnügen gemacht?“ fragte mich der Lama.

„Ich finde es sehr schön, und Ihr seht mich noch unter dem Eindruck des Schauspiels, dem ich beigewohnt habe. Allein ich gestehe Euch, daß ich niemals auch nur einen Augenblick vermutete, daß der Buddhismus bei seinen religiösen Zeremonien eine so in die Augen fallende, um nicht zu sagen schreiende, äußerliche Form entfalten könnte.“

„Es gibt keine Religion, deren Zeremonien sich mit mehr theatralischem Wesen umgeben,“ antwortete mir der Lama. „Es handelt sich da um ein Ritual, welches die fundamentalen Prinzipien des Buddhismus keineswegs verletzt. Es ist ein praktisches Mittel, die unwissende Menge im Gehorsam und in der Liebe des einigen Schöpfers zu erhalten, gleichwie man mit einem Spielzeug

ein Kind seinen Eltern unterwürfig erhält. Das Volk, die unwissende Menge — das ist das Kind des ewigen Vaters."

„Aber," sagte ich, „was bedeuten alle diese Masken, diese Kostüme, Schellen, Tänze und im allgemeinen das ganze Schauspiel, das nach einem gewissen Programm ausgeführt zu werden schien?"

„Wir haben mehrere ähnliche Feste im Jahr," erwiderte der Lama, „und wir laden Privatpersonen ein, die Kirchenschauspiele darzustellen; dieselben haben eine große Analogie mit den Pantomimen, wo jeder Schauspieler fast alle ihm beliebigen Bewegungen und Geberden ausführen kann, wenn er sich anders den Umständen anbequemt und an eine leitende Idee hält. Unsere religiösen Schauspiele sind nichts anderes als Pantomimen, welche die Götter im Genuß der allgemeinen Verehrung zeigen sollen — eine Verehrung, die dem Menschen als Lohn dafür die Heiterkeit der Seele verleiht, welche gleichzeitig vom Gedanken an den unvermeidlichen Tod und von jenem an das künftige Leben erfüllt wird. Die Schauspieler erhalten Kleider, die dem Kloster gehören; sie spielen nach allgemeinen Angaben, welche ihnen volle Freiheit für die Gesten lassen. Der dadurch hervorgebrachte Effekt ist ohne Zweifel sehr schön, allein Aufgabe des Volks ist es, die Bedeutung des einen oder andern Akts zu erraten. Auch ihr greift bisweilen zu diesem Verfahren,

was indessen den Grundsatz des Monotheismus durchaus nicht alterirt."

„Ich bitte um Verzeihung," sagte ich zu ihm, „aber die Menge Götzenbilder, die eure Gonpas anfüllen, sind eine flagrante Verletzung dieser Grundregel."

„Wie ich Euch schon gesagt habe," antwortete der Lama, „ist der Mensch noch in seinen Kinderjahren, und er wird stets darin bleiben. Er begreift alles, sieht und fühlt die Größe der Natur. Allein er sieht nicht, noch ahnt er die erhabene Seele, welche alles schuf und belebte. Der Mensch hat stets nach den greifbaren Dingen geforscht. Es war ihm nicht möglich, lange an das zu glauben, was seinen materiellen Sinnen entschlüpfte. Er hat nachgesonnen, um das Mittel zu finden, den Schöpfer zu schauen; er hat in direkte Beziehungen mit dem zu treten gesucht, der ihm so viel Gutes thut, und — wie er mit Unrecht glaubt — auch so viel Böses. Und aus diesem Grunde hat er angefangen, jeden Teil der Natur, von dem er eine Wohlthat erhält, göttlich zu verehren. Ein treffendes Beispiel sehen wir bei den alten Aegyptern, welche Tiere, Bäume und Steine, die Winde und den Regen anbeteten. Als andere, tiefer in der Unwissenheit versunkene Nationen gewahrten, daß die Folgen des Windes nicht immer glückliche waren, daß der Regen nicht unausbleiblich eine gute Ernte mit sich brachte, und daß die Tiere sich dem Gehorsam gegen die

Menschen entzogen, da begannen sie nach unmittelbaren Vermittlern zwischen ihnen selbst und der erhabenen, geheimnisvollen und unergründlichen Kraft des Schöpfers zu forschen. Darum machten sie sich Götzen, welche sie als parteilos für alles, was sie umgab, betrachteten, und zu deren Vermittlung sie stets ihre Zuflucht nahmen. Seit dem grauen Altertum und bis zu unsern Zeiten hat der Mensch immer nur nach der greifbaren Wirklichkeit gestrebt. Indem die Assyrier die Straße suchten, welche sie zu den Füßen des Schöpfers hinführen sollte, wandten sie ihre Blicke nach den Sternen, die sie betrachteten, ohne sie erreichen zu können. Die Gebern haben diesen Glauben bis jetzt bewahrt. In ihrer Nichtigkeit und der Blindheit ihres Geistes sind die Menschen unfähig, sich das unsichtbare spirituelle Band vorzustellen, welches sie mit der großen Gottheit vereinigt. Das erklärt, warum sie nach handgreiflichen Dingen suchten, die zum Bereich der Sinne gehören. Gleichwohl haben sie niemals gewagt, den sichtbaren, aus ihren Händen hervorgegangenen Bildern eine göttliche und ewige Existenz zuzuschreiben. Die gleiche Thatsache können wir beim Brahmanismus beobachten, wo der Mensch, seinem Hang für die äußerliche Form überlassen, sich nach und nach, und nicht aus einem Stück, eine Armee von Göttern und Halbgöttern geschaffen hat. Vielleicht hat das israelitische Volk die Liebe des Menschen für alles Sinnenfällige auf die

überzeugendste Weise dargethan: ungeachtet einer Reihe glänzender Wunder, die der große Schöpfer wirkte, welcher für alle Völker der nämliche ist, konnte das Volk Israel sich nicht enthalten, in der gleichen Minute, da sein Prophet Mossa sich mit dem Ewigen unterhielt, einen Gott aus Metall zu gießen!

„Der Buddhismus ist durch die nämlichen Wandlungen hindurchgegangen. Unser großer Reformator Çakya-Muni war es, der, vom höchsten Richter begeistert, die eine und unteilbare Majestät Brahmas wahrhaftig begriffen und alle seine Kräfte aufgeboten hatte, um die Herstellung von Bildern zu verhindern, die — wie es scheint — ihm gleichen sollten. Er hatte sich offen von den polytheistischen Brahmanen getrennt, sowie die Reinheit und Unsterblichkeit Brahmas gepredigt. Der Erfolg, den er mit seinen Schülern bei der Bevölkerung fand, trug ihm die Verfolgungen der Brahmanen ein, die in der Schaffung neuer Götter eine persönliche Einnahmequelle für sich entdeckt hatten, und die, entgegen dem Gesetze Gottes, das Volk auf despotische Art behandelten. Unsere ersten heiligen Prediger, denen man bei uns den Namen „Buddhas" beilegt — was besagen will: wissend und heilig, weil der erhabene Schöpfer sich in ihnen verkörpert hat — haben sich in verschiedenen Gegenden der Erdkugel niedergelassen. Weil ihre Predigten vornehmlich darauf abzielten, die Tyrannei der Brahmanen sowie

die Ausbeutung der Gottesidee anzugreifen, welche für sie ein wahres Handelsgeschäft bildete — so findet man fast die Gesamtheit der Buddhisten (also jene, die der Lehre der heiligen Prediger gefolgt sind) in dem niedern Volk Chinas und Indiens. Unter diesen heiligen Predigern wird der Buddha Çakya-Muni, in China auch unter dem Namen „Fô“ bekannt, mit einer besonderen Verehrung umgeben. Er lebte vor 3000 Jahren, und seine Predigt führte ganz China auf den Weg des wahren Gottes zurück. Man verehrt auch den Buddha Gothama, welcher vor 2500 Jahren lebte und beinahe die Hälfte der Hindus zum Wort des unpersönlichen, unteilbaren Gottes, der einzig ist in seiner Art, bekehrte.

„Der Buddhismus teilt sich in mehrere Sekten, die sich übrigens nur durch gewisse religiöse Zeremonien von einander unterscheiden; die Grundlage der Lehre ist überall die gleiche. Die tibetanischen Buddhisten, denen man den Namen „Lamaisten“ gibt, haben sich vor 1500 Jahren von den Fôisten getrennt. Bis dahin hatten wir einen Teil der Verehrer des Buddha Fô Çakya-Muni gebildet, welcher der erste war, der alle von den verschiedenen Buddhas erlassenen Gesetze zur Zeit des großen, im Schoße des Brahmanismus entstandenen Schismas gesammelt hatte. Später übersetzte ein mongolischer Khutukht die Bücher des großen Buddha ins Chinesische, was ihm der Kaiser von China damit vergalt, daß er ihm den

Titel „Go-Schi“ (Lehrer des Königs) verlieh. Nach seinem Tod wurde die Bezeichnung „Go-Schi“ dem Dalai-Lama von Tibet gegeben. Von dieser Zeit an haben alle Inhaber dieser Stelle den Titel „Go-Schi“ geführt; unsere Religion selbst nennt sich die lamaische, vom Worte Lama (der Obere). Sie läßt rote und gelbe Mönche zu. Jene dürfen sich verheiraten, und sie anerkennen die Autorität des Bantsin, der in Teschow Lumba residirt und Vorstand der bürgerlichen Verwaltung von Tibet ist. Wir anderen gelben Lamas haben das Gelübde der Ehelosigkeit abgelegt, und unser unmittelbarer Vorgesetzter ist der Dalai-Lama. Das ist der Unterschied, welcher diese zwei religiösen Orden scheidet, deren Ritual identisch ist.“

„Führen alle Klöster ähnliche Kirchenschauspiele auf, wie die, denen ich soeben beigewohnt habe?“

„Ja, mit wenigen Ausnahmen. Ehemals besaßen diese Feste einen sehr feierlichen Prunk; aber seit der Eroberung Ladaks wurden unsere Klöster mehr als einmal geplündert und unsere Reichtümer geraubt. Jetzt begnügen wir uns mit weißen Kleidern und bronzenen Geräten, während man damals in ganz Tibet nur Gold und Goldgewebe sah.“

„Bei einem Besuch, den ich kürzlich einem Gonpa abstattete, sprach einer von den Lamas mit mir von einem Propheten, oder wie Ihr ihn

nennt, von einem Buddha Namens Issa. Solltet Ihr nicht etwas haben, um mich über sein Leben zu unterrichten?" fragte ich den Redner an meiner Seite, indem ich einen günstigen Augenblick ergriff, um den Gegenstand anzuregen, für welchen ich ein so lebhaftes Interesse fühlte.

„Der Name Issas ist unter den Buddhisten sehr geachtet," antwortete er, „aber er ist fast nur den Oberlamas bekannt, welche die Rollen über sein Leben gelesen haben. Es hat eine Unzahl Buddhas, ähnlich wie Issa, gegeben, und die vorhandenen 84000 Rollen fließen von Details über jeden von ihnen über. Allein nur sehr wenig Leute haben den hundertsten Teil davon gelesen. Um der bestehenden Sitte zu genügen, unterläßt kein Zögling oder Lama, der Lassa besucht hat, dem Kloster, welchem er angehört, mit einer oder mehreren Abschriften ein Geschenk zu machen. Unter anderen besitzt unser Gonpa schon eine große Anzahl, die ich in meinen Mußestunden lese. Unter diesen Manuskripten befinden sich auch Beschreibungen des Lebens sowie der Thaten des Buddha Issa, der in Indien und bei den Kindern Israels die heilige Lehre predigte. Er wurde von den Heiden getötet, und die Nachkommen derselben haben den Glauben angenommen, welchen er ausbreitete; und dieser Glaube ist der Eurige. Der große Buddha, die Seele des Weltalls, ist die Inkarnation Brahmas. Fast immerwährend bleibt er in vollkommener Ruhe; er umfaßt alle Dinge,

vom Ursprung der Wesen an, in sich, und sein Atem belebt die Welt. Er hat den Menschen seinen eigenen Kräften überlassen. Zu gewissen Zeitpunkten tritt er indessen aus seiner Unthätigkeit heraus und kleidet sich in eine menschliche Gestalt, um den Versuch zu machen, seine Geschöpfe dem unheilbaren Verderben zu entreißen. Im Verlauf seines irdischen Daseins schafft Buddha eine neue Welt inmitten der verirrten Völker; dann verläßt er die Erde aufs neue, um wieder ein unsichtbares Wesen zu werden und sein Leben der vollkommenen Glückseligkeit fortzusetzen.

„Vor 3000 Jahren verkörperte sich der große Buddha in dem berühmten Prinzen Çakya-Muni, wobei er die Lehre von seinen zwanzig Inkarnationen aufrecht erhielt und ausbreitete. Vor 2500 Jahren hat die erhabene Seele des Weltalls in Gothama neuerdings Fleisch angenommen, wobei sie den Grund zu einer neuen Welt in Birma, Siam und auf verschiedenen Inseln legte. Bald darauf begann der Buddhismus in China einzudringen, dank der Standhaftigkeit der Weisen, welche sich der Ausbreitung der heiligen Lehre befleißigten. Unter Ming-Ti, von der Dynastie Hagne, vor 1823 Jahren, wurde die Lehre Çakya-Munis vom Volk angenommen. Gleichzeitig mit dem Erscheinen des Buddhismus in China begann er sich unter den Israeliten auszubreiten. Vor ungefähr 2000 Jahren brach das vollkommene Wesen

seine Unthätigkeit wiederum auf einige Zeit ab. Es nahm Fleisch an in dem Neugebornen einer armen Familie; es wollte, daß der Mund eines Kindes unter Anwendung populärer Bilder die Unglücklichen über das Leben jenseits des Grabes aufklärte und die Menschen auf den Weg des Wahren zurückführte, indem es ihnen durch sein eigenes Beispiel die Bahn andeutete, welche sie am besten zur ursprünglichen sittlichen Reinheit leiten könnte. Als das heilige Kind ein gewisses Alter erreicht hatte, brachte man es nach Indien, wo dasselbe, bis es ein Mann geworden, alle Gesetze des großen Buddha studirte, der ewig im Himmel wohnt."

„In welcher Sprache sind die hauptsächlichsten Rollen in Bezug auf das Leben Issas verfaßt?" fragte ich, während ich mich aufzustehen anschickte. Denn der mir so interessante Redner fühlte ein wenig Müdigkeit und brachte, um unserer Unterhaltung ein Ende zu machen, eine kleine Gebetmaschine zum Drehen.

„Die Rollen über das Leben Issas, die aus Indien nach Nepal und von Nepal nach Tibet gebracht wurden, sind in der Palisprache geschrieben und befinden sich gegenwärtig in Lassa. Allein eine Abschrift in unserer, ich will sagen in der tibetanischen Sprache, ist in unserem Kloster vorhanden."

„Wie betrachtet man Issa in Tibet? Steht er da im Ruf eines Heiligen?"

„Das Volk weiß selbst von seiner Existenz nichts. Fast nur die großen Lamas kennen ihn, weil sie sich dem Studium der Rollen, in denen sein Leben beschrieben ist, gewidmet haben. Aber weil seine Lehre keinen kanonischen Teil des Buddhismus bildet, und weil die Verehrer Issas die Autorität des Dalai-Lama nicht anerkennen, so zählt man den Propheten Issa (so wie viele seinesgleichen) in Tibet nicht zu den vornehmsten Heiligen.“

„Würdet Ihr eine Sünde begehen, wenn Ihr diese Abschriften einem Fremden vorlesen würdet?“ fragte ich ihn.

„Was Gott gehört,“ antwortete er, „gehört auch den Menschen. Unsere Pflicht verlangt von uns, daß wir gerne die Hand zur Verbreitung seiner Lehre bieten. Allein ich weiß nicht, wo sich diese Papiere befinden. Wenn Ihr jemals unser Gonpa wieder besucht, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, sie Euch zu zeigen.“

In diesem Augenblick traten zwei Mönche ein, sagten einige für mich unverständliche Worte her und entfernten sich.

„Man ruft mich zu den Opferungen. Entschuldigt mich daher gefälligst,“ sagte der Lama zu mir. Nach einem Gruß wandte er sich nach der Thür und verschwand.

Ich konnte nichts Besseres thun, als mich zurückziehen und in das Zimmer, das man mir angewiesen, zum Schlafen begeben. Nachdem ich

Milch getrunken und einige Nahrung zu mir genommen hatte, verbrachte ich dort die ganze Nacht.

Am Abend des andern Tags war ich in Leh eingetroffen und ich sann auf Mittel, die mir gestatten sollten, nach dem Kloster zurück zu kehren.

Zwei Tage darauf sandte ich durch einen besonderen Boten an den Oberlama ein Geschenk ab; es bestand aus einer Weckeruhr, einer Taschenuhr und einem Thermometer. Ich ließ ihm anzeigen, daß ich vor meiner Abreise aus Ladak wahrscheinlich nach dem Kloster zurückkommen würde, in der Hoffnung, er werde sich nicht weigern, mich das Buch, welches den Gegenstand unserer Unterhaltung gebildet hatte, sehen zu lassen.

Ich hatte den Plan entworfen, nach Kaschmir zu gehen und von dort etwas später nach Himis zurück zu reisen. Jedoch das Schicksal entschied anders darüber. Indem ich vor einem Berg, auf dessen Höhe das Gonpa von Piatak steht, vorbei ritt, machte mein Pferd einen Fehltritt und ich fiel so unglücklich zur Erde, daß ich mir das rechte Bein unterhalb des Knies brach. Es war mir unmöglich, meine Reise fortzusetzen. Ich hatte ebenso wenig Lust, nach Leh umzukehren; und die Aussicht, im Gonpa von Piatak um Gastfreundschaft zu bitten und in der übelriechenden Fremdenkammer dieses Klosters zu wohnen, entzückte mich nicht übermäßig. Ich befahl daher, man sollte mich nach Himis transportiren, wo ich

in einem guten halben Tag ankommen konnte, wenn das Pferd im Schritt ging. Man verband das verletzte Bein — eine Operation, die mir unerträgliche Schmerzen verursachte — und hob mich in den Sattel; ein Träger unterstützte mein krankes Bein, ein zweiter führte mein Pferd am Zügel. Wir überschritten die Thorschwelle von Himis zu einer sehr vorgerückten Abendstunde. Als die Klosterleute meinen Unfall vernahmen, gingen sie mir alle entgegen, trugen mich mit einem verschwenderischen Aufwand von Vorsichtsmaßregeln in das beste ihrer Zimmer, betteten mich auf einen Berg von weichen Gegenständen und stellten eine Gebetmaschine in die Nähe dieses improvisirten Betts. Alles das geschah unter der unmittelbaren Aufsicht ihres Oberen, der mir liebreich die Hand drückte, die ich ihm, um für seine Güte zu danken, darbot.

Am Morgen faßte ich selbst die kranke Stelle ringsum mit kleinen länglichen Brettchen ein, die ich mittelst Schnüren unter sich verband. Ich gab mir alle Mühe, durchaus keine überflüssige Bewegung zu machen; der günstige Erfolg ließ nicht auf sich warten. Nach zwei Tagen war ich im stande, das Gonpa zu verlassen und langsam in der Richtung nach Indien zu reisen, um einen Arzt zu suchen.

Während ein junger Bursch das bei meinem Bett aufgestellte Gebetrad drehte, verkürzte mir der dem Gonpa vorstehende ehrwürdige Greis die

Zeit mit sehr interessanten Erzählungen; oft zog er meine Weckeruhr und die Taschenuhr aus ihren Futteralen und befragte mich über die Weise, sie aufzuziehen, sowie über den Gebrauch, zu welchem sie dienten. Zuletzt brachte er mir, indem er endlich meinen inständigen Bitten beitrat, zwei dicke in Pappe gebundene Bücher; die großen Blätter derselben bestanden aus Papier, das von der Zeit gelb gefärbt war. Alsdann las er mir die Lebensbeschreibung Issas vor, die ich in meinem Schreibbuch sorgfältig nach der Uebersetzung aufzeichnete, welche mir mein Dolmetscher davon machte. Diese merkwürdige Urkunde ist in Form von einzelnen Versen abgefaßt, die sich sehr oft nicht an einander anschließen.

Den dritten Tag besserte sich meine Gesundheit so, daß sie mir die Fortsetzung meiner Reise erlaubte. Nachdem ich mein Bein verbunden hatte, kehrte ich um und richtete meinen Weg quer durch Kaschmir nach Indien. Das waren zwanzig Tage einer langsamen Reise, voll von unerträglichen Leiden. Jedoch dank einer Sänfte, die mir ein Franzose, Herr Peicheau, verbindlich schickte (ich benütze die Gelegenheit, um demselben für seine liebenswürdige Gastfreundlichkeit zu danken), sowie einem Ukas des Großwessirs des Maharadscha von Kaschmir, welcher den Behörden den förmlichen Befehl erteilte, mich mit Trägern zu versehen, konnte ich Srinagar erreichen. Fast auf der Stelle reiste ich von dort wieder ab, da ich

in Indien vor den ersten Schneefällen eintreffen wollte.

In Mure begegnete ich einem andern Franzosen, dem sympathischen Grafen André de Saint-Phall, der eine Vergnügungsreise durch Hindostan machte. Während des ganzen Wegs, den wir bis Bombay zusammen machten, zeigte sich der junge Graf voll rührender Sorgfalt für mich, den das gebrochene Bein und das zehrende Fieber mit unausstehlichen Schmerzen überhäuften. Ich bewahre ihm dafür eine aufrichtige Dankbarkeit. Auch werde ich niemals die freundlichen Aufmerksamkeiten vergessen, die bei meiner Ankunft in Bombay der Marquis de Morès, der Vicomte de Breteuil, Herr Monod vom Comptoir d'Escompte, Herr Moët, der Geschäftsführer des Konsulats und alle Franzosen der sympathischen französischen Kolonie an mich verschwendeten.

Den Plan, die Schriften über das Leben Jesu Christi, welche ich in Himis, von dem ich weiter oben gesprochen habe, gefunden, der Oeffentlichkeit zu übergeben, hatte ich schon vor sehr langer Zeit zur Reife gebracht. Aber allerlei Geschäfte hatten meine Zeit vollständig in Anspruch genommen. Erst heute, nachdem ich viele schlaflose Nächte mit der Ordnung aller meiner Aufzeichnungen verbracht, nachdem ich die Verse dem Gang der Erzählung gemäß gruppirt und dem ganzen Werk einen einheitlichen Charakter aufgeprägt habe, entschließe ich mich, das merkwürdige Manuskript zu Tage zu fördern. Es lautet wie folgt:

Das Leben des heiligen Issa,

des Besten der Menschensöhne.

I.

1. Geschaudert hat die Erde, und die Himmel haben geweint ob einer schweren Missethat, welche begangen wurde im Lande Israel.

2. Denn dort hat man gepeinigt und hingerichtet den großen gerechten Issa, in welchem die Seele des Weltalls wohnte,

3. Die Fleisch geworden war in einem einfachen Sterblichen, um Gutes zu thun den Menschen und auszurotten die bösen Gedanken,

4. Um zurück zu führen den durch Sünden entwürdigten Menschen zum Leben des Friedens, der Liebe und des Guten, und um ihn zu erinnern an den einigen und unteilbaren Schöpfer, dessen Barmherzigkeit unendlich ist und ohne Grenzen.

5. Und hier folgt nun, was Kaufleute darüber erzählen, so gekommen sind aus Israel.

II.

1. Das Volk Israel, das ein sehr fruchtbares Ackerland bewohnte, welches zwei Ernten gab im Jahre, und das große Herden besaß, erregte durch seine Sünden den Zorn Gottes,

2. Welcher ihm auferlegte eine furchtbare Züchtigung, indem er demselben wegnahm das

Land, das Vieh und sein ganzes Vermögen. Israel wurde in die Sklaverei abgeführt durch mächtige und reiche Pharaonen, so damals herrschten im Aegypterland.

3. Und diese behandelten die Israeliten schlechter als Tiere, belasteten sie mit schweren Arbeiten und schlugen sie in Ketten und Banden. Sie bedeckten ihre Leiber mit Wunden und Narben, versagten ihnen die Nahrung und gestatteten ihnen nicht, unter einem Dache zu wohnen,

4. Auf daß sie dieselben erhielten in einem Zustande fortwährenden Schreckens, und um ihnen zu nehmen jede menschliche Aehnlichkeit.

5. Da in seiner großen Bedrängnis erinnerte sich das Volk Israel seines himmlischen Schutzherrn; es wandte sich an ihn und flehte seine Gnade an und seine Barmherzigkeit.

6. Damals regierte ein berühmter Pharao in Aegypten, welcher sich einen gefeierten Namen erwarb durch seine zahlreichen Siege, durch die Reichtümer, welche er aufgehäuft, und die weiten Paläste, die ihm seine Sklaven errichtet hatten mit ihren eigenen Händen.

7. Dieser Pharao hatte zwei Söhne und der jüngere von ihnen hieß Mossa; gelehrte Israeliten unterrichteten denselben in verschiedenen Wissenschaften.

8. Und man liebte Mossa in Aegypten wegen seiner Güte und wegen des Mitleids, das er allen jenen bewies, welche zu leiden hatten.

9. Als er aber sah, daß die Israeliten trotz der unerträglichen Leiden, welche sie erduldeten, ihren Gott nicht verlassen wollten, um Götter anzubeten, von Menschenhand gebildet, und welche die Götter des ägyptischen Volkes waren,

10. Da glaubte Mossa an ihren unsichtbaren Gott, der die ermattenden Kräfte derselben nicht beugen ließ.

11. Und die israelitischen Lehrer ermunterten den Eifer Mossas, und sie nahmen Zuflucht zu ihm, indem sie ihn baten, beim Pharao, seinem Vater, zu Gunsten seiner Glaubensgenossen fürzusprechen.

12. Und der Prinz Mossa bat seinen Vater, er möchte das Schicksal der Unglücklichen erleichtern; der Pharao aber erzürnte sich wider ihn und vermehrte nur die Qualen, welche seine Sklaven ausstanden.

13. Da geschah es, daß kurze Zeit darauf ein großes Unglück das Aegypterland heimsuchte; die Pest raffte den zehnten Mann hinweg von Jung und Alt, Gesunden und Kranken, und der Pharao glaubte an einen Unwillen seiner eigenen Götter gegen ihn.

14. Aber der Prinz Mossa sagte seinem Vater, daß das der Gott seiner Sklaven wäre, welcher einschritte zu Gunsten jener Unglücklichen und der die Aegypter bestrafte.

15. Darauf schärfte Pharao dem Mossa den Befehl ein, alle Sklaven von jüdischer Abstammung

zu nehmen, sie hinaus zu führen aus der Stadt und in einer großen Entfernung von der Hauptstadt eine andere Heimstätte zu gründen, wo er mit ihnen wohnen sollte.

16. Und Mossa that den hebräischen Sklaven zu wissen, daß er sie befreit habe im Namen seines Gottes, des Gottes Israels; er zog hinaus mit ihnen aus der Stadt und aus Aegyptenland.

17. Demnach führte er sie in das Land, welches sie verloren hatten wegen allzu vieler Sünden, er gab ihnen Gesetze und empfahl ihnen, immerwährend zum unsichtbaren Schöpfer zu beten, dessen Güte unendlich ist.

18. Der Prinz Mossa starb, und die Israeliten beobachteten strenge seine Gesetze; deshalb entschädigte sie Gott für die Leiden, welchen sie in Aegypten ausgesetzt gewesen waren.

19. Ihr Reich wurde das mächtigste auf der ganzen Erde, ihre Könige machten sich berühmt durch ihre Schätze und ein langer Frieden herrschte unter dem Volke Israel.

III.

1. Der Ruhm von Israels Reichtümern verbreitete sich über die ganze Erde, und die benachbarten Völker beneideten dasselbe,

2. Aber der Allerhöchste selber begleitete die siegreichen Waffen der Hebräer, und die Heiden wagten nicht, sie anzugreifen.

3. Leider — weil der Mensch nicht immer sich selbst gehorcht — dauerte die Treue der Israeliten gegen ihren Gott nicht lange;

4. Sie begannen alle Gunstbezeugungen zu vergessen, mit welchen er sie überhäuft hatte, riefen nur noch sehr selten seinen Namen an und begehrten Schutz bei Magiern und Zauberern.

5. Die Könige und die Heerführer stellten ihre eigenen Gesetze auf anstatt jener, welche Mossa ihnen aufgeschrieben; der Tempel Gottes und die Bräuche des Gottesdienstes wurden verlassen, das Volk ergab sich den Lustbarkeiten und verlor seine ursprüngliche Reinheit.

6. Mehrere Jahrhunderte waren abgelaufen seit dem Auszug aus Aegypten; da gedachte Gott neuerdings seine Strafen gegen sie anzuwenden.

7. Fremdlinge begannen, sich des Landes Israel zu bemächtigen; sie verwüsteten die Felder, legten die Ortschaften in Trümmer und führten die Einwohner fort in die Gefangenschaft.

8. Es kamen einmal Heiden von jenseits der Meere, aus dem Lande der Romelen; sie unterwarfen sich die Hebräer und setzten Heerführer ein, welche im Auftrag des Cäsars über sie regierten.

9. Die Tempel wurden zerstört und die Bewohner verpflichtet, nicht mehr den unsichtbaren Gott anzubeten, sondern den heidnischen Göttern Schlachtopfer darzubringen.

10. Jene, die von vornehmer Abkunft gewesen,

machte man zu Kriegern; die Frauen wurden ihren Gatten entrissen, das niedere Volk in die Sklaverei abgeführt und zu Tausenden nach den Ländern jenseits der Meere geschickt.

11. Die Kinder wurden getötet mit der Schärfe des Schwerts, und alsbald hörte man durch das ganze Land Israel nur noch Schluchzen und Aechzen.

12. In dieser äußersten Herzensnot erinnerten sich die Einwohner wieder ihres großen Gottes; sie flehten seine Gnade an und baten demütig, ihnen zu verzeihen. Unser Vater aber, in seiner unerschöpflichen Güte, erhörte ihr Gebet.

IV.

1. In jener Zeit erschien der Augenblick, den der Richter, voller Gnadenhuld, auserseheu hatte, um Fleisch anzunehmen in einem menschlichen Wesen.

2. Und der Ewige Geist, welcher sich in einem Zustand vollständiger Ruhe und höchster Glückseligkeit befand, wachte auf und trennte sich auf unbestimmte Dauer von seinem Ewigen Wesen,

3. Auf daß er, unter menschlicher Gestalt erscheinend, die Mittel kundgebe, der Gottheit gleich zu werden und zur ewigen Seligkeit zu gelangen;

4. Und damit er durch sein Beispiel zeige, wie man zur sittlichen Reine gelangen und die Seele von ihrer groben Hülle loslösen könne, daß

sie die Vollkommenheit zu erreichen vermöge, deren sie bedarf, um einzugehen in das Himmelreich, welches unwandelbar ist und worin das ewige Glück herrscht.

5. Bald darauf wurde ein wunderbares Kind geboren im Lande Israel; Gott selbst sprach durch den Mund dieses Kindes von den Armseligkeiten des Leibes und von der Erhabenheit der Seele.

6. Die Eltern des Neugebornen waren arme Leute; sie gehörten durch ihre Geburt einer Familie an von ausgezeichneter Frömmigkeit, welche ihre ehemalige Hoheit auf Erden vergaß, um den Namen des Schöpfers zu preisen und ihm Dank zu sagen für die Mißgeschicke, mit denen sie zu prüfen ihm gefiel.

7. Um sie zu belohnen, weil sie sich nicht hatte abwenden lassen vom Wege der Wahrheit, segnete Gott den Erstgebornen dieser Familie; er erkor denselben zu seinem Auserwählten und sandte ihn, um jene zu stützen, welche gefallen waren in das Uebel, und um zu heilen jene, welche Leiden erduldeten.

8. Und der göttliche Knabe, dem man den Namen Issa gab, begann von seinen zartesten Jahren an vom einigen und unteilbaren Gott zu sprechen; er ermahnte die verirrten Seelen, zu bereuen und sich zu reinigen von den Sünden, deren sie sich schuldig gemacht hätten.

9. Man kam von überall her, ihn zu hören, und man verwunderte sich über die Reden, welche

hervorgingen aus seinem kindlichen Munde; alle Israeliten sagten übereinstimmend, der Ewige Geist wohne in diesem Kinde.

10. Als Issa das Alter von dreizehn Jahren erreicht hatte, den Zeitpunkt, wo ein Israelit eine Ehefrau nehmen soll,

11. Fing das Haus, worin seine Eltern mittelst bescheidener Arbeit ihren Lebensunterhalt gewannen, an, ein Versammlungsort zu werden für die reichen und vornehmen Leute. Sie wollten den jungen Issa, bereits berühmt durch seine erbaulichen Gespräche im Namen des Allmächtigen, zum Schwiegersohn haben;

12. Damals geschah es, daß Issa heimlich das Haus seiner Eltern verließ, hinausging aus Jerusalem und sich nach dem Sindh begab mit Kaufleuten,

13. In der Absicht, sich zu vervollkommnen im göttlichen Wort und zu forschen in den Gesetzen der großen Buddhas.

V.

1. Im Laufe seines vierzehnten Jahres kam der junge Issa, gesegnet von Gott, diesseits nach dem Sindh, und er ließ sich nieder unter den Arya, in dem von Gott geliebten Lande.

2. Das Gerücht verbreitete den Namen des wunderbaren Knaben entlang dem nördlichen Sindh; und als derselbe durch das Land der

fünf Ströme und das Radschiputan reiste, da baten ihn die eifrigen Diener des Gottes Dschain, unter ihnen Wohnung zu nehmen.

3. Er aber verließ die irregeleiteten Verehrer Dschains und ging gen Dschagarnat in die Gegend von Orsis, wo die sterbliche Hülle des Viassa-Krischna ruht, und wo die weißen Priester Brahmas ihm einen freudigen Empfang bereiteten.

4. Sie lehrten ihn, die Vedas zu lesen und zu verstehen; zu heilen mit Hilfe von Gebeten, die heilige Schrift zu lehren und sie dem Volke auszulegen, den bösen Geist auszutreiben aus dem Körper eines Menschen und ihm die menschliche Gestalt wieder zu geben.

5. Sechs Jahre verbrachte er in Dschagarnat, in Radschagriha, in Benares und in den anderen heiligen Städten; jedermann liebte ihn, denn Issa lebte im Frieden mit den Véises und den Sudras, welche er unterrichtete in der heiligen Schrift.

6. Aber die Brahminen und die Kschatrias sagten zu ihm, der große Para-Brahma verböte ihnen, sich solchen zu nähern, welche er erschaffen hätte aus seinem Unterleib und aus seinen Füßen;

7. Die Véises wären nur berechtigt, die Lesung der Vedas anzuhören, und das bloß an den Fest-tagen;

8. Es wäre den Sudras nicht allein unter-sagt, der Vorlesung der Vedas beizuwohnen, sondern sogar sie anzuschauen; denn ihr Beruf wäre, ununterbrochen und als Sklaven den Brah-

minen zu dienen, den Kschatrias und selbst den Véises.

9. „Einzig der Tod kann sie befreien von ihrer Knechtschaft," hat Para-Brahma gesagt. „Verlasse sie also und komme, mit uns die Götter anzubeten, die sich erzürnen werden wider dich, wenn du ihnen nicht gehorchest."

10. Aber Issa hörte nicht auf ihre Reden; denn er predigte sofort bei den Sudras gegen die Brahminen und Kschatrias.

11. Er lehnte sich mächtig auf gegen die Thatsache, daß ein Mensch sich anmaße, seinesgleichen der Menschenrechte zu berauben. „Wahrlich," sagte er, „Gott der Vater stellt keinen Unterschied auf zwischen seinen Kindern, die ihm alle gleich lieb sind."

12. Issa verneinte den göttlichen Ursprung der Vedas und der Puranas; „denn," so unterwies er jene, welche ihm nachfolgten, „ein Gesetz ist gegeben dem Menschen, um ihm den Weg zu weisen bei seinen Handlungen:

13. „Fürchte deinen Gott, beuge deine Kniee nur vor ihm allein, und nur ihm allein bringe die Opfer dar, welche von deinem Gewinn herstammen."

14. Issa verneinte die Trimurti und die Fleischwerdung Para-Brahmas in Wischnu, Siwa und anderen Göttern. „Denn," sagte er:

15. „Der Ewige Richter, der Ewige Geist bilden die einzige und unteilbare Weltseele, welche allein das All erschafft, erhält und lebendig macht.

16. „Nur er allein hat durch seinen Willen die Schöpfung hervorgerufen; nur er ist da von Ewigkeit, und sein Dasein wird kein Ende haben; er hat nicht seinesgleichen weder in den Himmeln noch auf Erden.

17. „Der große Schöpfer hat mit niemanden seine Macht geteilt; noch weniger mit leblosen Gegenständen, wie man euch gelehrt hat; denn er allein besitzt die Allmacht.

18. „Er hat gewollt, und die Welt ist erschienen; mit einem einzigen göttlichen Gedanken hat er die Gewässer vereinigt und den trockenen Teil der Erdkugel davon geschieden.

19. „Und er hat dem Menschen untergeordnet die Ländereien, die Gewässer, die Tiere und all das, was er erschaffen hat, und was er selbst erhält in einer unwandelbaren Ordnung, da er jedem Ding die ihm eigentümliche Dauer festsetzt.

20. „Bald wird sich entfesseln der Zorn Gottes wider den Menschen; denn er hat seinen Schöpfer vergessen, er hat seine Tempel angefüllt mit Greueln und er betet einen Haufen von Geschöpfen an, die Gott ihm untergeordnet hat.

21. „Denn Steinen und Metallen zu liebe opfert er menschliche Wesen, in denen ein Teil des Geistes des Allerhöchsten wohnt.

22. „Denn er erniedrigt jene, welche arbeiten im Schweiß ihrer Stirnen, damit er die Gunst eines Müßiggängers erwerbe, der an einer kostbar ausgestatteten Tafel sitzt.

23. „Jene, so ihre Brüder des göttlichen Glücks berauben, werden dessen selbst beraubt, und die Brahminen und Kschatrias werden die Sudras der Sudras werden, bei denen der Ewige sich befinden wird ewiglich.

24. „Weil die Sudras und die Véises am Tage des letzten Gerichts Gnade finden werden wegen ihrer Unwissenheit; dagegen wird Gott in seinem heftigen Zorne hart verfahren wider jene, die sich seine Rechte werden angemaßt haben."

25. Die Véises und die Sudras wurden von lebhafter Bewunderung ergriffen, und sie fragten Issa, wie sie beten müßten, um ihre Glückseligkeit nicht zu verlieren.

26. „Betet keine Götzen an, denn sie hören euch nicht; höret nicht auf die Vedas, in denen die Wahrheit verfälscht ist; haltet euch nicht überall für die ersten und erniedriget nicht euern Nächsten.

27. „Helfet den Armen; unterstützet die Schwachen; thut keinem Böses, wer es auch sei; lasset euch nicht gelüsten nach dem, was ihr nicht habt, und nach dem, was ihr bei den anderen sehet."

VI.

1. Als die weißen Priester und die Krieger Kenntnis erhielten von den Reden, welche Issa vor den Sudras hielt, da beschlossen sie seinen Tod. Und in dieser Absicht schickten sie aus ihre Diener, um den jungen Propheten zu suchen.

2. Issa aber, gewarnt vor der Gefahr durch die Sudras, verließ nächtlicherweile das Gebiet von Dschagarnat, gewann das Gebirge und blieb im Lande der Gautamiden, wo geboren war der große Buddha Çakya-Muni, inmitten des Volkes, so anbetete den einzigen und erhabenen Brahma.

3. Und nachdem er die Pali-Sprache vollkommen erlernt hatte, widmete sich der gerechte Issa dem Studium der heiligen Rollen Sudras.

4. Sechs Jahre nachher konnte Issa, welchen der Buddha auserwählt hatte, sein heiliges Wort zu verbreiten, die geweihten Rollen vollständig auslegen.

5. Sodann verließ er Nepal und das Himalayagebirge, stieg hinab in das Thal von Radschiputan und wandte sich gen Westen und predigte verschiedenen Völkern über die höchste Vollkommenheit des Menschen,

6. Und über das Gute, welches man seinem Nächsten thun müsse; daß es das sicherste Mittel sei, um sich selbst allerschnellstens aufzulösen im Ewigen Geiste. „Wer wiedererlangt haben würde seine ursprüngliche Reinheit," sagte Issa, „der stürbe, nachdem er Vergebung seiner Sünden erhalten, und er hätte das Recht, das majestätische Antlitz Gottes zu betrachten."

7. Auf seiner Reise durch heidnische Landschaften sodann lehrte der göttliche Issa, die Anbetung sichtbarer Götter sei zuwider dem Naturgesetz.

8. „Denn," so sagte er, „dem Menschen wurde nicht die Gabe zu teil, Gottes Angesicht zu schauen und einen ganzen Haufen von Gottheiten nach dem Gleichnis des Ewigen zu formen.

9. „Ueberdies ist es unvereinbar mit dem menschlichen Gewissen, die Größe und Reinheit Gottes geringer zu halten, als die von Tieren, oder von Werken durch Menschenhand ausgeführt in Stein oder Metall.

10. „Der ewige Gesetzgeber ist Eins; es gibt keine anderen Götter außer ihm; er hat mit niemand die Welt geteilt, noch irgend wem seine Absichten kund gegeben.

11. „Gleichwie ein Vater handeln würde gegen seine Kinder, ebenso wird Gott die Menschen richten nach ihrem Tode in Gemäßheit seiner barmherzigen Gesetze; niemals wird er sein Kind erniedrigen, daß er dessen Seele in den Körper eines Tieres einwandern läßt, als in einen Reinigungsort."

12. Der Schöpfer sprach durch den Mund Issas: „Es läuft wider das göttliche Gesetz, einer Bildsäule oder einem Tiere Menschenopfer darzubringen; denn ich habe dem Menschen alle Tiere unterthänig gemacht und alles, was die Welt einschließt.

13. „Alles ist unterthänig gemacht worden dem Menschen; denn er ist geradenwegs und aufs innigste mir verwandt, seinem Vater. Deshalb wird streng gerichtet werden und gezüchtigt

durch das göttliche Gesetz, wer mir entreißt mein Kind.

14. „Der Mensch ist nichts vor dem ewigen Richter, aus dem gleichen Grunde, da das Tier nichts ist vor dem Menschen.

15. „Und deshalb sage ich euch: verlasset eure Götzen und vollziehet vor ihnen keine Feierlichkeiten, so euch trennen von eurem Vater und welche euch an Priester binden, von denen der Himmel sich abgewandt hat.

16. „Denn jene haben euch abwendig gemacht vom wahren Gott, und die abergläubischen Lehren derselben sowie ihre Grausamkeit führen euch zur Verderbnis des Geistes und zum Verlust jedes sittlichen Verständnisses."

VII.

1. Die Worte Issas hatten sich ausgebreitet unter den Heiden inmitten der Länder, welche er durchreiste, und die Einwohner verließen ihre Götzen.

2. Als solches die Priester sahen, da begehrten sie von ihm, der den Namen des wahren Gottes verherrlichte, er solle in Gegenwart des Volkes die Vorwürfe beweisen, welche er ihnen zur Last legte und die Nichtigkeit der Götzen darthun.

3. Und Issa antwortete ihnen: „Wenn eure Götzen und eure Tiere mächtig sind und in der That eine übernatürliche Gewalt besitzen, wohlan! so sollen sie mich auf der Stelle zerschmettern!"

4. „Wirke doch du ein Wunder," erwiderten sie ihm, „und dein Gott soll die unsrigen schamrot machen, so sie ihm Abscheu einflößen!"

5. Aber Issa sagte darauf: „Die Wunder unseres Gottes haben angefangen sich zu vollziehen seit dem ersten Tage, da das Weltall geschaffen wurde; sie finden statt an jedem Tage und in jedem Augenblick; jedweder, der sie nicht sieht, ist einer der schönsten Gaben des Lebens beraubt.

6. „Und nicht gegen völlig leblose Stücke Stein, Metall oder Holz wird der Zorn Gottes sich auslassen, sondern er wird auf die Menschen zurückfallen, welche, um ihr Heil zu wirken, alle Götzenbilder zerstören müßten, die sie aufgerichtet haben:

7. „Gleichwie ein Stein und ein Sandkorn — ein Nichts, das sie sind gegen den Menschen — mit Ergebung den Augenblick erwarten, wo der Mensch sie nehmen wird, ein nützlich Ding daraus zu machen,

8. „Geradeso muß der Mensch die große Gnade erwarten, so Gott ihm gewähren wird, indem er demselben die Ehre eines Entschlusses erweist.

9. „Aber, wehe über euch, Widersacher der Menschen, wenn ihr nicht eine Gnade erwartet, sondern vielmehr den Grimm der Gottheit! Wehe über euch, wenn ihr erwartet, daß sie ihre Macht kundthue durch Wunder!

10. „Denn nicht die Götzenbilder wird er vernichten in seinem Zorne, sondern jene, welche sie

aufgestellt haben; ihre Herzen werden einem ewigen Feuer zur Beute sein, und ihre zerfleischten Leiber werden den Hunger der wilden Tiere stillen.

11. „Gott wird verjagen die verunreinigten Tiere von seinen Herden; aber er wird wieder aufnehmen bei sich diejenigen, welche sich verirrten, da sie das Himmlische nicht erkannten, welches in ihnen wohnte."

12. Als die Heiden die Ohnmacht ihrer Priester sahen, da schenkten sie den Worten Issas Glauben, und weil sie den strengen Zorn der Gottheit fürchteten, schlugen sie ihre Götzen in Stücke; die Priester aber flohen, um der Rache des Volkes zu entgehen.

13. Und Issa lehrte noch die Heiden, sie sollten sich nicht bemühen, mit ihren eigenen Augen den ewigen Geist zu schauen, sondern trachten, ihn mit dem Herzen zu empfinden und sich seiner Gunstbezeigungen würdig zu machen durch eine wahrhaft reine Seele.

14. „Nicht allein," so sagte er ihnen, „bringet keine Menschenopfer dar, sondern opfert auch im allgemeinen kein Tier, welchem Leben gegeben worden ist. Denn alles, was erschaffen ist, wurde geschaffen zum Nutzen des Menschen.

15. „Entwendet nicht das Gut eines andern; denn solches hieße, seinen Nächsten der Gegenstände berauben, die er sich erworben hat im Schweiße seiner Stirne.

16. „Betrüget niemand, auf daß ihr nicht

selbst betrogen werdet; trachtet, euch zu recht-fertigen vor dem letzten Gericht, denn dann wird dies zu spät sein.

17. „Ergebt euch nicht der Schwelgerei; denn sie ist eine Verletzung der Gesetze Gottes.

18. „Um die höchste Glückseligkeit zu erlangen, sollt ihr nicht nur euch selbst reinigen, sondern auch die anderen auf den Weg leiten, welcher ihnen erlauben wird, die ursprüngliche Voll-kommenheit wieder zu erlangen."

VIII.

1. Die benachbarten Länder waren voll des Rufs von Issas Predigten, und als er nach Persien kam, wurden die Priester von Furcht erfaßt und sie untersagten den Einwohnern, ihn anzuhören.

2. Aber als sie sahen, daß alle Ortschaften ihn aufnahmen mit Freude und gottesfürchtig an-hörten seine Vorträge, da gaben sie den Befehl, ihn zu verhaften, und sie ließen ihn bringen vor den Hohenpriester, allwo er ein Verhör bestand wie folgt:

3. „Von welchem neuen Gott sprichst du? Unglücklicher, der du bist, weißt du nicht, daß der heilige Zoroaster der einzige Gerechte ist, zu-gelassen zu der Ehre, Offenbarungen des höchsten Wesens zu empfangen?

4. „Welches geboten hat den Engeln, das Wort Gottes schriftlich abzufassen zum Gebrauche seines

Volkes, die Gesetze, so es Zoroaster gegeben hat im Paradies?

5. „Wer also bist du, daß du es wagst, unsern Gott zu lästern und den Zweifel zu säen in das Herz der Gläubigen?"

6. Und Issa sagte zu ihnen: „Ich rede nicht von einem neuen Gott, sondern von unserem himmlischen Vater, welcher da gewesen ist vor allem Anfang und der noch sein wird nach dem ewigen Ende.

7. „Von ihm habe ich geredet mit dem Volke, welches gleich einem unschuldigen Kinde noch nicht im stande ist, Gott zu begreifen, einzig durch die Kraft seiner Vernunft, und einzudringen in seine göttliche und geistige Erhabenheit.

8. „Aber gleichwie ein Neugeborenes im Finstern die Mutterbrust erkennt, ebenso hat euer Volk, das eure Irrlehre und eure religiösen Zeremonien in den Irrtum geführt haben, instinktiv seinen Vater in dem Vater erkannt, dessen Prophet ich bin.

9. „Das ewige Wesen thut kund eurem Volke durch die Vermittlung meines Mundes: Ihr sollt nicht anbeten die Sonne; denn sie ist nur ein Teil der Welt, welche ich geschaffen habe für den Menschen.

10. „Die Sonne geht auf, um euch zu erwärmen während eurer Arbeit; sie geht unter, um euch die Ruhe zu gewähren', welche ich selbst festgesetzt habe.

11. „Nur mir und mir allein schuldet ihr

alles das, was ihr besitzet, alles, was sich um euch herum befindet, sei es über, sei es unter euch."

12. „Aber," sagten die Priester, „wie könnte ein Volk leben nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit, wenn es keine Lehrer hätte?"

13. Worauf Issa antwortete: „So lange die Völker keine Priester hatten, hat das natürliche Gesetz sie regiert und die Reinheit ihrer Seelen bewahrt.

14. „Ihre Seelen befanden sich in Gott, und um sich zu besprechen mit dem Vater, nahm man nicht Zuflucht zur Vermittlung irgend eines Götzen oder irgend eines Tieres, noch zum Feuer, wie ihr es hier treibet.

15. „Ihr behauptet, man müsse anbeten die Sonne, den Dämon des Guten und jenen des Bösen. Nun denn! Ich sage euch: Eure Lehre ist abscheulich; denn die Sonne wirkt nicht selbstthätig, sondern durch den Willen des unsichtbaren Schöpfers, der sie hat werden lassen,

16. „Und der gewollt hat, daß dieses Gestirn den Tag erhelle und erwärme die Arbeit und die Saaten des Menschen.

17. „Der ewige Geist ist die Seele alles dessen, was Leben hat; ihr begeht eine große Sünde, da ihr ihn teilet in den Geist des Bösen und den Geist des Guten; denn keiner ist von Gott außer jener des Guten,

18. „Welcher, ähnlich einem Familienvater

nur Gutes thut seinen Kindern, denen er alle ihre Fehler nachläßt, so sie dieselben bereuen.

19. „Und der Geist des Bösen wohnt auf der Erde im Herzen der Menschen, welche die Kinder Gottes ablenken vom rechten Wege.

20. „Derohalben sage ich euch: Fürchtet den Tag des Gerichts; denn Gott wird eine schreckliche Züchtigung auferlegen allen jenen, welche seine Kinder haben abweichen lassen von der wahren Straße, und sie angefüllt haben mit abergläubischen Lehren und Vorurteilen,

21. „Jene, so blind gemacht haben die Sehenden, die Ansteckung übertrugen auf die Gesunden und gelehrt haben, Dinge göttlich zu verehren, welche Gott dem Menschen unterworfen hat zu seinem eigenen Gut und um ihm zu helfen bei seinen Arbeiten.

22. „Also ist eure Lehre die Frucht eurer Irrtümer; denn da ihr wünschtet, den Gott der Wahrheit euch näher zu bringen, habt ihr euch falsche Götter geschaffen."

23. Nachdem sie ihn angehört hatten, beschlossen die Magier, ihm kein Uebel anzuthun. Nachts, als die ganze Stadt ruhete, führten sie ihn hinaus vor die Mauern und verließen ihn auf der Heerstraße, in der Hoffnung, er würde bald eine Beute der wilden Tiere sein.

24. Aber beschützt vom Herrn unserem Gott, setzte der heilige Issa seine Reise fort ohne Unfall.

IX.

1. Issa, den der Schöpfer erwählt hatte, um den in Verkehrtheiten versunkenen Sterblichen den wahren Gott ins Gedächtnis zurück zu rufen, war neunundzwanzig Jahre alt, als er im Lande Israel ankam.

2. Seit der Abreise Issas hatten die Heiden den Israeliten noch grausamere Leiden auferlegt und diese waren eine Beute der tiefsten Entmutigung.

3. Viele unter ihnen hatten schon begonnen, die Gesetze ihres Gottes und die des Mossa zu verlassen, in der Hoffnung, ihre strengen Eroberer zu erweichen.

4. In solcher Lage ermahnte Issa seine Landsleute, nicht zu verzweifeln; denn nahe wäre der Tag der Nachlassung der Sünden, und mit ihm stärkte er den Glauben, welchen sie hatten an den Gott ihrer Väter.

5. „Kinder, überlasset euch nicht der Hoffnungslosigkeit," sagte der himmlische Vater durch den Mund Issas, „denn ich habe vernommen eure Stimme und euer Geschrei ist gekommen bis zu mir.

6. „Weinet nicht mehr, meine Vielgeliebten, denn euer Schluchzen hat das Herz eures Vaters gerührt und er hat euch vergeben sowie er vergeben hat euren Vorfahren.

7. „Lasset nicht hilflos eure Familie, um euch

in die Schwelgerei zu stürzen; verderbet nicht den Adel eurer Gefühle und betet keine Götter an, welche taub bleiben werden für eure Stimme.

8. „Erfüllet meinen Tempel mit eurer Hoffnung und eurer Geduld, und schwöret nicht ab die Religion eurer Väter; denn ich allein habe sie geführt und sie überhäuft mit Wohlthaten.

9. „Ihr sollt aufrichten die Gefallenen, sollt speisen die Hungrigen und Hilfe leisten den Kranken, auf daß ihr ganz rein und gerecht seid am Tage des letzten Gerichts, so ich euch bereite."

10. Die Israeliten kamen in Menge herbei zur Predigt Issas, und sie fragten ihn, wo sie dem himmlischen Vater Dank sagen sollten, da die Feinde ihre Tempel geschleift und ihre heiligen Gefäße ohne Schonung geplündert hätten.

11. Und Issa antwortete ihnen, Gott richtete sein Augenmerk nicht auf Tempel, gebaut von Menschenhand, sondern er verstünde unter solchen die menschlichen Herzen, welche der wahre Tempel Gottes sind.

12. „Tretet ein in euern Tempel, in euer Herz; erleuchtet ihn mit guten Gedanken und mit der Geduld und mit dem unerschütterlichen Vertrauen, so ihr setzen müßt in euern Vater.

13. „Und eure heiligen Gefäße, das sind eure Hände und eure Augen; schauet und thuet nur das, was Gott angenehm ist, denn indem ihr Gutes thuet eurem Nächsten, vollziehet ihr eine

Feier, welche den Tempel aussieret, darin der wohnt, welcher euch das Leben gegeben hat.

14. „Denn Gott hat euch erschaffen nach seinem Gleichnis, unschuldig, mit reiner Seele, das Herz erfüllt von Güte, und bestimmt, nicht schlimme Anschläge zu entwerfen, sondern ein Heiligtum der Liebe und Gerechtigkeit zu werden.

15. „Besudelt also nicht euer Herz, so sage ich euch; denn darin wohnt immer das ewige Wesen.

16. „Wenn ihr Werke vollziehen wollt als Ausdruck des Mitleids oder der Liebe, so thut sie mit weit offenem Herzen; und eure Handlung sei nicht begründet durch die Hoffnung eines Gewinns oder durch kaufmännische Berechnung.

17. „Denn sonst würde diese Handlung euch nicht näher bringen dem Heile, und ihr würdet in einen Zustand der Herabwürdigung verfallen, in welchem der Diebstahl, die Lüge und der Meuchelmord für edelmütige Thaten gelten."

X.

1. Der heilige Issa ging von einer Stadt zur andern, wiederstärkend den Mut der Israeliten, die nahe daran waren, unter dem Gewicht der Verzweiflung zu unterliegen; und Tausende von Menschen folgten ihm nach, um seine Predigten zu hören.

2. Allein die Vorsteher der Städte hatten Furcht vor ihm und sie thaten dem obersten Land-

pfleger, so in Jerusalem residirte, zu wissen, es wäre ein Mensch ins Land gekommen, genannt Issa, welcher durch seine Reden das Volk aufwiegelte gegen die Obrigkeit, daß die Menge ihn emsig anhörte und vernachlässigte die Arbeiten des Staates, indem sie dazu sage, in kurzem würde sie befreit sein von den regierenden Eindringlingen.

3. Worauf Pilatus, Landpfleger von Jerusalem, den Befehl erließ, man solle sich der Person des Predigers Issa bemächtigen, ihn bringen in die Stadt und führen vor die Richter; jedoch um nicht zu erregen das Mißfallen der Bevölkerung, beauftragte Pilatus die Priester und die Gelehrten, hebräische Greise, über ihn zu richten im Tempel.

4. In der Zwischenzeit kam Issa, fortwährend predigend, in Jerusalem an; und nachdem sie seine Ankunft erfahren hatten, gingen ihm alle Einwohner, die ihn schon kannten durch den Ruf, entgegen.

5. Sie begrüßten ihn ehrfurchtsvoll und öffneten ihm die Pforten ihres Tempels, um zu vernehmen aus seinem Munde, was er gesagt hatte in den anderen Städten Israels.

6. Und Issa sagte zu ihnen: „Das menschliche Geschlecht geht verloren wegen seines Glaubensmangels; denn die Finsternisse und das Ungewitter haben die Herde der Menschen vom rechten Wege abgebracht, und sie haben verloren ihre Hirten.

7. „Allein die Ungewitter halten nicht immer an und die Finsternisse werden das Licht nicht

verbergen ewiglich; der Himmel wird bald wieder heiter werden, die himmlische Klarheit wird sich ausbreiten über die ganze Erde, und die verirrten Schafe werden sich vereinigen um ihren Hirten.

8. „Bemühet euch nicht, gerade Wege zu suchen in der Finsternis, damit ihr nicht in irgend einen Graben fallet; sondern sammelt eure letzten Kräfte, unterstützet einer den andern, setzet all euer Vertrauen auf euren Gott, und wartet auf das Erscheinen eines ersten hellen Schimmers.

9. „Wer seinen Nächsten aufrecht hält, der hält sich selber, und wer immer seine Familie beschützt, der schützt sein Volk und sein Land.

10. „Denn seid versichert, daß der Tag nahe ist, da ihr befreit sein werdet von den Finsternissen; ihr werdet euch wieder versammeln zu einer einzigen Familie und euer Feind wird erbeben vor Furcht, er, der nichts weiß von der Gnade des großen Gottes."

11. Die Priester und Greise hörten ihn an, voll Verwunderung über seine Sprache, und sie fragten ihn, ob es wahr wäre, daß er versucht hätte, das Volk aufzuwiegeln gegen die Obrigkeiten des Landes, so wie man es berichtet hätte dem Landpfleger Pilatus.

12. „Kann man sich empören gegen verirrte Menschen, denen die Finsternis ihren Weg verborgen hat und ihre Pforte?" antwortete Issa. „Ich habe nur die Unglücklichen gewarnt, so wie ich es hier thue in diesem Tempel, auf daß sie

nicht weiter vorgehen sollten auf finsteren Straßen; denn ein Abgrund ist geöffnet unter ihren Schritten.

13. „Die irdische Gewalt ist nicht von langer Dauer und sie ist unterworfen einer Menge von Veränderungen. Dem Menschen würde es nichts nützen, sich wider dieselbe zu empören; denn eine Gewalt folgt stets auf eine andere Gewalt, und so wird es geschehen bis zur Erlöschung des menschlichen Lebens.

14. „Sehet ihr dagegen nicht, daß die Mächtigen und Reichen unter den Kindern Israels aussäen einen Geist des Aufruhrs gegen die ewige Gewalt des Himmels?"

15. Worauf die Greise fragten: „Wer bist du und aus welchem Lande bist du gekommen bis zu uns? Wir haben früher nichts von dir reden hören und wir kennen selbst nicht deinen Namen."

16. „Ich bin ein Israelit," antwortete Issa, „und am Tage meiner Geburt sah ich die Mauern von Jerusalem, und ich habe schluchzen hören meine Brüder, gebracht in die Sklaverei, und wehklagen meine Schwestern, so man fortführte zu den Heiden.

17. „Und meine Seele betrübete sich schmerzlich, als ich sah, daß meine Brüder vergessen hatten den wahren Gott; als Kind habe ich das elterliche Haus verlassen, um mich aufzuhalten bei anderen Völkern.

18. „Aber nachdem ich vernommen, daß meine

Brüder noch größere Leiden ausstünden, bin ich zurückgekommen in das Land, das meine Eltern bewohnten, um meinen Brüdern den Glauben ihrer Vorfahren ins Gedächtnis zu rufen, der uns zur Geduld ermahnt auf Erden, um uns droben das vollkommene und höchste Glück erlangen zu lassen."

19. Und die gelehrten Greise stellten ihm noch diese Frage: „Man versichert, daß du die Gesetze Mossas verleugnest und das Volk lehrest, den Tempel Gottes zu verlassen."

20. Und Issa: „Man reißt nicht ein das, so gegeben worden ist durch unsern himmlischen Vater, und was zerstört worden ist durch die Sünder; sondern ich habe gemahnt, das Herz zu reinigen von jeder Befleckung; denn es ist der wahrhafte Tempel Gottes.

21. „Was anbelangt die Gesetze Mossas, so habe ich mich bemüht, sie wieder aufzurichten in dem Herzen der Menschen, und ich sage euch, daß ihr deren wirkliche Bedeutung nicht kennt; denn sie lehren nicht die Rache, sondern die Vergebung; man hat lediglich den Sinn dieser Gesetze entstellt."

XI.

1. Als die Priester und gelehrten Alten Issa vernommen hatten, beschlossen sie unter sich, ihn nicht zu verurteilen; denn er that niemand ein Leid. Und nachdem sie erschienen waren vor Pi-

latus, der vom heidnischen König des Romelenlandes eingesetzt war als Landpfleger von Jerusalem, da sprachen sie solches zu ihm:

2. „Wir haben den Menschen gesehen, den du beschuldigst, er reize unser Volk auf zur Empörung; wir haben gehört seine Predigten und wissen, daß er unser Landsmann ist.

3. „Die Vorsteher der Städte aber haben dir falsche Berichte zugesandt; denn er ist ein gerechter Mann, welcher dem Volk das Wort Gottes auslegt. Nachdem wir ihn verhört, haben wir ihn entlassen, auf daß er in Frieden ziehe."

4. Der Landpfleger geriet in einen heftigen Zorn und schickte seine verkleideten Diener zu Issa, auf daß sie ausspähten alle seine Handlungen, und den Obrigkeiten die geringsten Worte mitteilten, so er an das Volk richten würde.

5. Unterdessen besuchte der heilige Issa unablässig die benachbarten Städte und predigte über die wahren Mittel und Wege des Schöpfers, indem er die Hebräer zur Geduld mahnte und ihnen eine baldige Befreiung versprach.

6. Und während dieser ganzen Zeit folgte ihm viel Volkes nach, überall wohin er ging; mehrere wichen nicht von ihm und bedienten ihn.

7. Und Issa sagte: „Glaubet an keine Wunder, hervorgebracht durch die Hand des Menschen; denn der, welcher die Natur beherrscht, ist allein im stande, übernatürliche Dinge zu wirken, während der Mensch unvermögend ist, dem Toben der

Winde Einhalt zu thun und den Regen auszugießen.

8. „Es gibt indessen ein Wunder, welches der Mensch vollbringen kann, nämlich wenn er sich voll aufrichtigen Glaubens entschließt, aus seinem Herzen alle bösen Gedanken auszurotten, und wenn er, um sein Ziel zu erreichen, nicht mehr geht auf den Wegen der Sünde.

9. „Und alle Dinge, welche man thut ohne Gott, sind nur grobe Irrtümer, Verführungen und Blendwerke, welche nur beweisen, bis zu welchem Grade die Seele dessen, der sie übt, angefüllt ist mit Schamlosigkeit, Lüge und Unreinigkeit.

10. „Messet den Orakeln keinen Glauben bei: Gott allein kennt die Zukunft; wer Zuflucht nimmt zu den Wahrsagern, besudelt den Tempel, welcher in seinem Herzen ist, und beweist Mißtrauen gegen seinen Schöpfer.

11. „Der Glaube an die Wahrsager und ihre Orakel zerstört bei dem Menschen die angeborene Aufrichtigkeit und seine kindliche Reinheit; eine höllische Gewalt bemächtigt sich seiner und der Zwang, aller Art Missethaten zu begehen und die Götzen anzubeten;

12. „Dahingegen der Herr unser Gott, welcher niemand seinesgleichen hat, ist einer, allmächtig, allwissend und allgegenwärtig; er ist es, so alle Weisheit besitzt und alles Licht;

13. „An ihn müsset ihr euch wenden, um ge-

tröstet zu werden in euren Betrübnissen, unterstützt in euren Arbeiten, geheilt in euren Krankheiten; wer immer Zuflucht nehmen wird zu ihm, wird keine abschlägige Antwort erhalten.

14. „Das Geheimnis der Natur befindet sich in den Händen Gottes; denn bevor die Welt erschien, bestand sie im Innersten des göttlichen Gedankens; sie ist stofflich geworden und sichtbar durch den Willen des Allerhöchsten.

15. „Wenn ihr euch an ihn wenden wollet, so werdet wieder zu Kindern; denn ihr kennet weder das Vergangene, noch die Gegenwart, noch die Zukunft; und Gott ist der Herr der Zeit."

XII.

1. „Thue uns kund, du Gerechter," sagten zu ihm die verkleideten Diener des Landpflegers von Jerusalem, „ob wir den Willen unseres Cäsars ausführen, oder unsere nahe Befreiung erwarten sollen."

2. Und Issa, welcher in denen, so ihn frugen, Leute erkannt hatte, ausgeschickt um ihm aufzupassen und ihm zu folgen, sagte zu ihnen: „Ich habe euch nicht angekündigt, daß ihr vom Cäsar befreit werden solltet; die Seele ist es, welche in Irrtum versunken ist und welche ihre Befreiung erhalten wird.

3. „Keine Familie kann bestehen ohne Oberhaupt, und in keinem Volke wird Ordnung sein

ohne einen Cäsar, welchem man gehorchen muß blindlings; denn er allein wird Rechenschaft ablegen über seine Thaten vor dem obersten Richterstuhl."

4. „Besitzt Cäsar ein göttliches Recht," fragten ihn die Späher, „und ist er der beste der Sterblichen?"

5. „Es gibt keinen Unterschied zwischen den Sterblichen; aber es gibt noch Kranke, welche von Menschen, zu dieser Sendung erwählt und beauftragt, gepflegt werden müssen unter Anwendung der Mittel, welche ihnen das heilige Gesetz unseres himmlischen Vaters verleiht.

6. „Die Güte und die Gerechtigkeit, das sind die höchsten, dem Cäsar gewährten Gaben; sein Name wird berühmt sein, wenn er an ihnen festhält.

7. „Aber jener, so anders handelt, wer verletzt die Schranken der Gewalt, die er besitzt über seine Untergebenen, und soweit geht, deren Leben in Gefahr zu bringen, der beleidigt den großen Richter und schadet seiner Würde in der Meinung der Menschen."

8. Mittlerweile wurde eine alte Frau, welche sich der Gruppe genähert hatte, um Issa besser zu hören, von einem der verkleideten Männer auf die Seite gedrängt, welcher sich vor sie hinstellte.

9. Worauf Issa sagte: „Es ist nicht gut, wenn ein Sohn seine Mutter zurückstößt, um den ersten Platz einzunehmen, welcher ihm vorkommt; wer

immer seine Mutter nicht in Ehren hält, das heiligste Wesen nach Gott, ist unwürdig des Sohnesnamens.

10. „Höret daher auf das, was ich euch sagen werde: Ehret die Frau; denn sie ist die Mutter des Weltalls und die ganze Wahrheit der göttlichen Schöpfung beruht auf ihr.

11. „Sie ist die Grundlage alles dessen, was es Gutes und Schönes gibt, wie sie auch der Keim ist des Lebens und des Todes. Die ganze Existenz des Mannes hängt von ihr ab; denn sie ist seine geistige und natürliche Stütze bei seinen Arbeiten.

12. „Sie bringt euch zur Welt inmitten von Schmerzen; im Schweiße ihres Angesichts behütet sie euer Wachstum, und bis zu ihrem Tod verursacht ihr derselben die lebhaftesten Beängstigungen. Segnet sie und verehret sie, denn sie ist euer einziger Freund und eure Stütze auf Erden.

13. „Haltet sie in Ehren und verteidiget sie; wenn ihr so handelt, werdet ihr ihre Liebe gewinnen und ihr Herz, und ihr werdet Gott angenehm sein; derohalben werden euch viele Fehler nachgelassen werden.

14. „Ebenso liebet eure Weiber und ehret sie; denn morgen werden sie Mütter sein und später Großmütter eines ganzen Volkes.

15. „Seid nachgiebig gegen das Weib; seine Liebe veredelt den Mann, macht milder sein verhärtetes Herz, zähmt das wilde Tier und macht ein Lamm daraus.

16. „Das Weib und die Mutter — ein unschätzbarer Schatz, so Gott euch gegeben — sie sind die schönsten Zierden des Weltalls, und aus ihnen wird geboren werden alles, was die Welt bewohnen wird.

17. „Gleichwie der Gott der Heerscharen vor Zeiten schied das Licht von den Finsternissen und das feste Land von den Wassern, so besitzt das Weib die göttliche Anlage, im Manne die guten Absichten zu scheiden von den bösen Gedanken.

18. „Und deshalb sage ich euch, daß eure besten Gedanken nach Gott den Frauen angehören sollen und den Ehegattinnen, weil die Frau für euch den göttlichen Tempel bildet, da ihr am leichtesten das vollkommene Glück auswirken werdet.

19. „Schöpfet in diesem Tempel eure sittliche Stärke; dort werdet ihr eure Betrübnisse vergessen und eure Mißerfolge, und ihr werdet wieder erlangen die verlorenen Kräfte, so euch notwendig sein werden, eurem Nächsten zu helfen.

20. „Setzet sie keiner Erniedrigung aus; denn gerade dadurch würdet ihr euch selbst erniedrigen und das Gefühl der Liebe verlieren, ohne welche hienieden nichts Bestand hat.

21. „Beschützet eure Frau, damit sie euch beschütze, euch und eure ganze Familie. Alles, was ihr für eure Mutter thun werdet, für euer Weib für eine Witwe oder eine andere Frau in der Bedrängnis, das habt ihr für euren Gott gethan."

XIII.

1. Der heilige Issa lehrte so das Volk Israel während dreier Jahre, in jeder Stadt, in jedem Dorfe, auf den Landstraßen und den Ebenen, und alles, was er angekündigt hatte, ging in Erfüllung.

2. Während dieser ganzen Zeit beobachteten ihn genau die verkleideten Diener des Landpflegers von Jerusalem; aber sie hörten nichts sagen, was den Berichten geglichen hätte, welche die Vorsteher der Städte früher über Issa eingesandt hatten.

3. Aber der Landpfleger Pilatus erschrak über die allzu große Volkstümlichkeit des heiligen Issa, welcher, wenn man seinen Widersachern Glauben schenkte, das Volk aufwiegeln wollte, um sich zum König ausrufen zu lassen; und er trug einem seiner Späher auf, ihn anzuklagen.

4. Sodann wurden Soldaten befohlen, um zu seiner Verhaftung zu schreiten; und man schloß ihn ein in ein unterirdisches Gefängnis, wo man ihn mannigfaltige Martern ausstehen ließ, in der Absicht, ihn zur Selbstanklage zu zwingen, was gestattet hätte, denselben zu töten.

5. Der Heilige, nur auf die vollkommene Seligkeit seiner Brüder bedacht, ertrug die Leiden im Namen seines Schöpfers.

6. Die Diener des Pilatus folterten ihn ohne Unterlaß und versetzten ihn in einen Zustand äußerster Schwäche; aber Gott war mit ihm und ließ nicht zu, daß er stürbe.

7. Als die Hohenpriester und gelehrten Greise von den Leiden und Martern erfuhren, so ihr Heiliger erduldete, da gingen sie, den Landpfleger zu bitten, er möchte Issa in Freiheit setzen aus Anlaß eines großen Festes, das nahe war.

8. Aber der Landpfleger schlug es ihnen rund ab. Hierauf baten sie denselben, Issa vor dem Gerichtshof der Aeltesten erscheinen zu lassen, damit er verurteilt oder freigesprochen würde vor dem Feste, was Pilatus gewährte.

9. Am folgenden Tage versammelte der Landpfleger die vornehmsten Hauptleute, Priester, gelehrten Greise und Rechtskundigen zu dem Zwecke, Issa von ihnen richten zu lassen.

10. Man führte den Heiligen aus seinem Gefängnis und ließ ihn niedersitzen vor dem Landpfleger zwischen zwei Straßenräubern, die man gleichzeitig mit ihm richtete, um dem gemeinen Volk zu zeigen, daß er nicht der einzige war, so verurteilt werden sollte.

11. Und Pilatus wandte sich zu Issa und sagte zu ihm: „O Mensch! Ist es wahr, daß du die Einwohner aufwiegelst wider die Obrigkeiten in der Absicht, selbst König von Israel zu werden?"

12. „Man wird nicht König durch seinen eigenen Willen," antwortete Issa, „und man hat dich belogen, indem man dir mitteilte, daß ich das Volk aufwiegelte. Ich habe stets nur vom Könige der Himmel gesprochen, und er ist es, den anzubeten ich das Volk lehrte.

13. „Denn die Kinder Israels haben verloren ihre ursprüngliche Reinheit, und wenn sie nicht Zuflucht nehmen zum wahren Gott, so werden sie hingeopfert werden und ihr Tempel wird in Trümmer fallen.

14. „Die weltliche Gewalt erhält die Ordnung in einem Lande; deshalb habe ich sie gelehrt, ihrer nicht zu vergessen. Ich habe ihnen gesagt: Lebet in Gemäßheit eurer Umstände und eures Vermögens, um nicht zu stören die öffentliche Ordnung; und ich habe sie auch ermahnt, sich zu erinnern, daß die Unordnung herrsche in ihrem Herzen und in ihrem Geist.

15. „Darum hat der König der Himmel sie bestraft und hat abgeschafft ihre eingeborenen Könige; indessen, sagte ich ihnen, wenn ihr euch ergebt in euer Schicksal, so wird dafür das Königreich der Himmel euch aufgespart sein."

16. Nun führte man die Zeugen herein und der eine von ihnen sagte so aus: „Du hast dem Volke gesagt, die weltliche Gewalt wäre nichts im Vergleiche mit jener des Königs, welcher bald die Israeliten vom heidnischen Joch befreien solle."

17. „Gesegnet seiest du," antwortete Issa, „weil du die Wahrheit geredet hast; der König der Himmel ist größer und mächtiger als das irdische Gesetz, und sein Königreich übertrifft alle Königreiche hienieden.

18. „Und die Zeit ist nicht ferne, wo das Volk Israel in Gemäßheit des göttlichen Willens sich

reinigen wird von seinen Sünden; denn es ist gesagt, daß ein Vorläufer kommen wird, zu verkündigen die Befreiung des Volkes und daß er es vereinigen wird zu einer einzigen Familie."

19. Und der Landpfleger wandte sich an die Richter: „Höret ihr? Der Israelit Issa gesteht das Verbrechen, dessen er angeklagt ist. Richtet ihn daher nach euren Gesetzen und sprecht aus gegen ihn die Todesstrafe."

20. „Wir können ihn nicht verurteilen," antworteten die Priester und die Aeltesten; „du hast selbst gehört, daß er Anspielung machte auf den König der Himmel, und daß er nichts gepredigt hat, was einen Ungehorsam gegen das Gesetz ausmachen würde."

21. Der Landpfleger berief sodann den Zeugen, welcher auf Anstiften Pilatus, seines Herrn, Issa verraten hatte. Dieser Mensch kam und wandte sich an Issa: „Gabst du dich nicht für den König von Israel aus, als du sagtest, daß der, welcher in den Himmeln regiert, dich gesandt hätte, um sein Volk vorzubereiten?"

22. Und Issa, nachdem er ihn gesegnet hatte, sprach zu ihm: „Dir wird verziehen werden; denn was du sagst, kommt nicht von dir." Dann, sich zum Landpfleger wendend: „Warum erniedrigst du deine Würde, und warum lernst du deinen Untergebenen an, in der Lüge zu leben, da du doch auch ohne solches die Gewalt hast, einen Unschuldigen zu verurteilen?"

23. Auf diese Worte geriet der Landpfleger in einen heftigen Zorn und er befahl die Verurteilung Issas zum Tode und dagegen die Freisprechung der zwei Straßenräuber.

24. Nachdem die Richter sich unter einander beraten hatten, sagten sie zu Pilatus: „Wir werden nicht die Verantwortlichkeit auf unsere Häupter nehmen für die große Sünde, einen Unschuldigen zu verurteilen und zwei Räuber frei zu sprechen, was unseren Gesetzen entgegen ist.

25. „Thue daher das, was dir gefallen wird." Nachdem die Priester und die gelehrten Greise so gesagt, gingen sie hinaus und wuschen sich die Hände in einem heiligen Gefäße, indem sie sprachen: „Wir sind unschuldig am Tode des Gerechten."

XIV.

1. Auf den Befehl des Landpflegers bemächtigten sich die Soldaten Issas und der zwei Straßenräuber und führten sie an den Ort der Hinrichtung, wo man sie auf Kreuze annagelte, die man aufgerichtet hatte in der Erde.

2. Den ganzen Tag blieben die Leiber Issas und der zwei Räuber, triefend von Blut, aufgehängt unter der Wache der Soldaten; das Volk stand rings umher; die Anverwandten der Hingerichteten beteten und weinten.

3. Bei Sonnenuntergang nahmen die Leiden Issas ein Ende. Er verlor das Bewußtsein und

die Seele dieses Gerechten trennte sich von seinem Leibe, um zu verschwinden in der Gottheit.

4. So endigte das irdische Dasein des Abglanzes des ewigen Geistes unter der Gestalt eines Menschen, welcher erlöset hatte die verhärteten Sünder und erduldet so viel Leiden.

5. Inzwischen entsetzte sich Pilatus über seine That und er ließ den Leichnam des Heiligen seinen Verwandten übergeben, welche ihn begruben nahe bei der Stätte seiner Hinrichtung; das Volk kam, um zu beten an seinem Grabe und erfüllte die Luft mit Schluchzen und Seufzen.

6. Drei Tage darauf sandte der Landpfleger seine Soldaten aus, um den Leichnam Issas wegzunehmen und ihn an einer andern Stelle zu begraben aus Furcht vor einem Volksaufstand.

7. Am morgenden Tage fand die Menge das Grab geöffnet und leer; sofort darauf verbreitete sich das Gerücht, der höchste Richter hätte seine Engel gesandt, um in die Höhe zu entrücken die sterbliche Hülle des Heiligen, in welchem ein Teil des göttlichen Geistes auf Erden gewohnt hatte.

8. Als dies Gerücht zur Kenntnis des Pilatus kam, da ärgerte er sich und verbot bei Sklaverei- und Todesstrafe, jemals auszusprechen den Namen Issas und den Herrn für ihn zu bitten.

9. Allein das Volk fuhr fort zu weinen und seinen Lehrer ganz laut zu verherrlichen; darum wurden viele in Gefangenschaft abgeführt, der Folter unterworfen und getötet.

10. Und die Jünger des heiligen Issa verließen das Land Israel und kamen von allen Seiten her zu den Heiden, predigend, daß sie ablassen müßten von ihren groben Irrtümern, denken an das Heil ihrer Seele und an die vollkommene Glückseligkeit, welche die Menschen in der unkörperlichen, mit Glanz erfüllten Welt erwartet, in welcher in Ruhe und in all seiner Reinheit der große Schöpfer wohnt in vollendeter Majestät.

11. Die Heiden, ihre Könige und ihre Krieger hörten die Prediger, entsagten ihrem albernen Glauben, verließen ihre Priester und ihre Götzen, um zu lobpreisen den weisesten Schöpfer des Weltalls, den König der Könige, dessen Herz erfüllt ist von einer unendlichen Barmherzigkeit.



Résumé.

Beim Lesen der Erzählung vom Leben Issas (Jesu Christi) ist man zuerst befremdet einerseits durch die Aehnlichkeit, welche gewisse Hauptstellen mit den biblischen und evangelischen Berichten darbieten, andererseits durch die im gleichen Grade sehr auffallenden Widersprüche, welche die buddhistische Darstellung von der des Alten und Neuen Testaments bisweilen unterscheiden.

Um sich dieses Absonderliche zu erklären, ist es notwendig, vor allem die Zeitabschnitte ins Auge zu fassen, in welchen die Ereignisse schriftlich niedergelegt wurden.

Es ist wahr, man lehrt uns seit unserer Kindheit, daß der Pentateuch von Moses selbst geschrieben sei. Die umständlichen Forschungen unserer zeitgenössischen Gelehrten haben jedoch in völlig entscheidender Weise dargethan, daß in den Ländern, welche das Mittelmeer bespült, zu Moses Zeiten und selbst lange nach ihm keine andere Schrift bestand, als die Hieroglyphen in

Aegypten und die Keilinschriften, die man in unseren Tagen bei den Ausgrabungen von Babylon findet.

Dagegen wissen wir, daß das Alphabet und das Pergament lange vor Moses in China und in Indien bekannt waren. Hier einige Beweise davon. Die heiligen Bücher der „Religion der Wissenden" teilen uns mit, daß das Alphabet im Jahre 2800 von Fu-si in China erfunden wurde. Er war der erste Kaiser von China, welcher sich zu dieser Religion bekannte, deren Ritual und äußeren Uebungen er selbst anordnete. Yao, der vierte von den chinesischen, diesem Glauben angehörigen Kaisern, veröffentlichte moralische und bürgerliche Gesetze, und im Jahre 2228 verfaßte er ein Strafgesetzbuch. Der fünfte Kaiser, Sun, machte im Jahre seiner Thronbesteigung öffentlich bekannt, daß die Religion der Wissenden von nun an Staatsreligion sei, und erließ 2282 neue Strafgesetze. Diese Gesetze, vom Kaiser Wu-wang, dem Begründer der Tscheudynastie, 1122 umgestaltet, sind gegenwärtig bekannt unter der Bezeichnung „Abänderungen".

Andererseits war die Lehre des Buddha Fô, der mit dem wahren Namen Çakya-Muni heißt, auf Pergament geschrieben. Der Fôismus begann sich in China gegen 260 vor Christus auszubreiten; im Jahre 206 ließ ein Kaiser von der Dynastie Tsin, welcher den Buddhismus kennen zu lernen wünschte, einen Buddhisten Namens

Silifan aus Indien kommen, und der Kaiser Ming-Ti von der Hagnedynastie gab ein Jahr vor der Geburt Jesu Christi den Befehl, die vom Buddha Çakya-Muni geschriebenen heiligen Bücher aus Indien herzubringen. Letzterer, der Begründer der buddhistischen Lehre, lebte gegen das Jahr 1200 vor Christus.

Die Lehre des Buddha Gautama oder Gotama sodann, der 600 Jahre vor Christus lebte, war auf Pergament in der Palisprache geschrieben. Zu jener Zeit bestanden in Indien schon ungefähr 84 000 buddhistische Handschriften, deren Abfassung eine beträchtliche Anzahl von Jahren erfordert hatte.

Damals, als die Chinesen und Hindus bereits eine sehr reiche geschriebene Literatur besaßen, pflanzten sich bei den weniger glücklichen oder tiefer in der Unwissenheit gebliebenen Völkern, welche kein Alphabet hatten, die Erzählungen mittelst der Sprache, von Mund zu Mund und von einer Generation zur andern fort. Infolge der geringen Treue und relativen Schwäche des menschlichen Gedächtnisses arteten aber unter Beihilfe der orientalischen Phantasie die derart überlieferten historischen Thatsachen in kurzem zu fabelhaften Legenden aus, die in der Folge gesammelt wurden und denen unbekannte Kompilatoren den Titel der „Fünf Bücher Moses“ beilegten. Auf die gleiche Weise legt die Legende dem Gesetzgeber der Hebräer eine außerordentliche

göttliche Gewalt bei und schreibt ihm eine Reihe von in Pharaos Gegenwart gewirkten Wundern zu. Sie hat sich wohl ebenso irren können wie darin, daß sie ihn für einen Israeliten von Geburt erklärte.

Umgekehrt brauchten die indischen Chronikenschreiber, dank der Erfindung des Alphabets, in ihren langen Aufsätzen keine Legenden aufzuzeichnen, sondern die Erzählungen von Ereignissen, die sich unlängst zugetragen, oder die Berichte von Kaufleuten, welche vom Besuche fremder Länder kamen.

Es ist hier zu bemerken, daß im Altertum wie in der Jetztzeit das gesamte öffentliche Leben des Orients in den Bazars konzentrirt ist. Die Nachrichten von Begebenheiten, welche sich in diesem oder jenem Lande ereigneten, werden mitgeteilt oder verbreitet durch Karawanen von Kaufleuten. Diesen folgen in der Regel Derwische, welche durch Erzählungen, die sie auf den öffentlichen Plätzen oder in den Tempeln vortragen, ein Mittel zum Lebensunterhalt gewinnen. Kommen die Kaufleute von einer Reise oder von Handelsunternehmungen zurück, so berichten sie während der ersten Tage, die auf ihre Ankunft folgen, und zwar mit großer Umständlichkeit über alles, was sie sahen oder hörten.

Der Handel Indiens mit Aegypten und in der Folge mit Europa ging über Jerusalem, wohin noch zu Zeiten des Königs Salomon in-

dische Karawanen kamen, welche kostbare Metalle und alle Materialien zum Bau des Tempels mit sich führten. Von Europa gelangten die Handelswaren auf dem Seeweg nach Jerusalem; sie wurden in einem Hafen ausgeschifft, an dessen Ort sich gegenwärtig die Stadt Jaffa befindet.

Die in Frage stehenden Chroniken wurden verfaßt vor Jesus Christus, während seines Lebens und nach seinem Tode. Aber zur Zeit des Aufenthalts Jesu in Indien in der Eigenschaft eines einfachen Pilgers, der gekommen war, um die brahmanischen und buddhistischen Gesetze zu studiren, schenkte man demselben keine Aufmerksamkeit.

Als jedoch etwas später die ersten Nachrichten über die Ereignisse in Israel nach Indien gelangten, da erinnerten sich die Chronikenschreiber, nachdem sie das, was ihnen über den Propheten Issa erzählt worden war, schriftlich aufgezeichnet hatten, nämlich, daß ein ganzes Volk, müde des Jochs seiner Herren, ihm das Geleite gegeben, und daß er auf Befehl des Pilatus zum Tode geführt worden sei, — sie erinnerten sich, sage ich, daß dieser nämliche Issa kürzlich in ihrer Mitte geweilt, daß er, ein geborener Israelit, bei ihnen studirt hatte und darauf in sein Vaterland zurückgekehrt war. Sie faßten ein lebhaftes Interesse für diesen Mann, der so plötzlich in ihren Augen gewachsen war, und sie widmeten sich der Forschung nach seiner Geburt, seiner Vergangenheit und allen Umständen seines Lebens.

Die zwei Handschriften, aus welchen mir der Lama des Klosters Himis alles vorlas, was auf Jesus Bezug hatte, bilden Sammlungen von verschiedenen Kopien in tibetanischer Sprache; sie sind Uebersetzungen einiger Rollen, die der Bibliothek von Lassa angehören und die um das Jahr 200 nach Christus aus Indien, Nepal und Maghada in ein auf dem Berg Marbur erbautes Kloster verbracht wurden. Dasselbe befindet sich nahe bei der Stadt Lassa und gegenwärtig residirt dort der Dalaï-Lama.

Die Rollen waren in der Palisprache geschrieben und gewisse Lamas studiren die letztere noch jetzt, um daraus Uebersetzungen in den tibetanischen Dialekt herstellen zu können.

Die Chronikenschreiber waren Buddhisten und gehörten der Sekte des Buddha Gotama an.

Die Nachrichten über Jesus sind in den Chroniken nicht geordnet, sondern sie finden sich dort ohne Folge und Zusammenhang, mit anderen Mitteilungen über gleichzeitige Begebnisse vermengt.

Die Handschriften erzählen uns sofort, ohne Erklärungen oder nähere Umstände, nach dem Bericht einiger im Todesjahre Jesu selbst aus Judäa angekommener Kaufleute, es sei ein Gerechter, Namens Issa, ein Israelit, nachdem er zweimal von den Richtern als Gottesmann freigesprochen worden, nichtsdestoweniger auf den Befehl des heidnischen Landpflegers Pilatus getötet worden. Denn dieser habe befürchtet, Jesus

möchte seine große Popularität benützen, um das Königreich Israel wieder herzustellen und dessen Eroberer daraus zu vertreiben.

Dann folgen ziemlich unzusammenhängende Mitteilungen über die Predigten Jesu unter den Gebern und anderen Heiden. Diese Berichte scheinen sich auf die ersten Jahre nach dem Tode Jesu zu beziehen, an dem man ein stets lebhafteres Interesse nahm.

Der eine von ihnen, durch einen Kaufmann mitgeteilt, behandelt die Abstammung Jesu und seiner Familie; ein anderer erzählt die Vertreibung seiner Anhänger und die Verfolgungen, welche sie erduldeten.

Fast am Ende der zweiten Schriftrolle findet man die erste entscheidende Versicherung des Chronikenschreibers: er sagt dort, daß Issa der von Gott gesegnete Mensch, der beste von allen ist. Er ist's, den der große Brahma auserwählte, um seinen Geist in ihm zu verfleischlichen, als letzterer sich auf eine, durch das Schicksal festgesetzte Zeitdauer vom höchsten Wesen lostrennte.

Nachdem der Chronikenschreiber weiter angeführt hat, daß Issa von armen Eltern abstammte und israelitischen Ursprungs war, erlaubt er sich eine kleine Abschweifung, um alten Berichten gemäß zu erklären, wer die Kinder Israels waren.

Alle Bruchstücke, welche das Leben Issas betreffen, habe ich in chronologischer Ordnung ver-

teilt, und ich habe mich bemüht, ihnen den Charakter der Uebereinstimmung zu verleihen, welcher ihnen in den Handschriften absolut mangelte.

Ich überlasse den Gelehrten, den Philosophen und Theologen die Sorge, nach den Ursachen der Widersprüche zu forschen, die man zwischen dem von mir der Oeffentlichkeit übergebenen „Die Lücke im Leben Jesu" und den Erzählungen der Evangelisten auffinden könnte. Aber ich wage zu glauben, niemand werde sich bedenken, mit mir anzuerkennen, daß die Darstellung, welche ich dem Publikum biete, und die drei oder vier Jahre nach dem Tode Jesu, den Aussagen von Augenzeugen und Zeitgenossen entsprechend, niedergeschrieben wurde, viel mehr Aussichten hat, mit der Wahrheit überein zu stimmen, als die Berichte der Evangelisten. Denn weil die letzteren zu verschiedenen Zeiten und in einer weit späteren Periode zusammengestellt wurden, als da die Ereignisse sich vollzogen, so konnte solches in reichem Maße dazu beitragen, die Thatsachen zu entstellen und deren Sinn zu verkehren.

Bevor ich das Leben Jesu erörtere, muß ich einige Worte über die Geschichte des Moses sagen. Derselbe war nach der bisher am besten beglaubigten Legende ein Israelit; das wird jedoch von den Buddhisten bestritten. Wir erfahren zuerst, daß Moses ein Prinz von Aegypten, der Sohn eines Pharao war, und daß er nur von gelehrten Israeliten unterrichtet wurde. In der That,

wenn man diesen wichtigen Punkt genau prüft, so muß man, wie ich glaube, zugestehen, daß der buddhistische Verfasser wohl recht haben könnte.

Ohne die biblische Legende über Moses Abstammung im geringsten zerstören zu wollen, wird dennoch vielleicht jedermann mit mir gelten lassen, daß Moses kein einfacher Israelit war — aus dem schätzbaren Grund, weil die Erziehung, welche er erhalten, recht sehr für einen Königssohn paßte, und weil es schwer zu glauben ist, daß ein durch Zufall im Palast aufgenommenes Kind dem Sohne des Souveräns hätte gleichgestellt werden können. Die Art, wie die Aegypter ihre Sklaven behandelten, zeigt, daß dieses Volk sich nicht gerade durch seine Gutmütigkeit auszeichnete. Ein Findelkind würde gewiß nicht zu den Kindern des Pharao gebracht, sondern unter seine Diener gemengt worden sein. Dazu kommt noch — und dies gibt hier vielleicht den Ausschlag — der Kastengeist, welcher im alten Aegypten so streng beobachtet wurde.

Anderenteils ist schwer anzunehmen, daß Moses keine vollständige Erziehung erhalten habe. Wie könnte man sich ohne eine solche sein großes weitausschauendes Werk der Gesetzgebung und sein hohes Verwaltungstalent erklären?

Nun, warum hat er sich dann zu den Israeliten gehalten, wenn er ein Prinz war? Die Erklärung scheint mir sehr einfach. Man weiß, daß in der alten wie in unserer modernen Zeit

manchmal zwischen Brüdern Auseinandersetzungen stattfanden über die Frage, wer dem Vater auf dem Throne nachfolgen würde. Warum sollte die Hypothese nicht gestattet sein, Mossa oder Moses habe von der Gründung eines eigenen Königreichs geträumt, weil ihm die Existenz eines älteren Bruders verwehrte, an den Thron von Aegypten zu denken? Vielleicht hat er sich in dieser Absicht den Israeliten angeschlossen, deren Festigkeit im Glauben er gleichzeitig mit ihrer physischen Stärke bewunderte. In der That ist es bekannt, daß die Israeliten Aegyptens hinsichtlich ihrer Körperbeschaffenheit keineswegs ihren Nachkommen glichen: die Granitblöcke, aus denen die Paläste und die Pyramiden gebaut sind, legen Zeugnis dafür ab.

Auf dieselbe Weise erkläre ich mir auch die Geschichte von den Wundern, welche er vor Pharao gewirkt haben soll.

Wenn auch keine endgiltigen Beweise vorhanden sind, um die Wunder, welche Moses im Namen Gottes vor Pharao vollbringen konnte, zu verwerfen, so wird man doch, denke ich, zugeben, daß die buddhistische Lesart wahrscheinlicher ist als die biblische Glosse.

Die Pest, die schwarzen Blattern und die Cholera mußten wirklich ungeheure Verwüstungen in den außerordentlich dichten Volksmassen hervorbringen, in einem Zeitabschnitt, da die Begriffe von Hygiene noch unausgebildet waren und wo

infolge dessen die Krankheit reißend schnell schreckbare Verhältnisse annehmen mußte.

Moses, dessen überaus lebhafter Verstand stets bei der Hand war, sich zu offenbaren, konnte angesichts der Furcht, welche Pharao vor den entfesselten Elementen hatte, demselben sehr gut aus einander setzen, es wäre das ein Einschreiten des Gottes Israels zu Gunsten seiner Erwählten.

Moses hatte da sogar eine vorzügliche Gelegenheit, die Israeliten aus ihrer Sklaverei zu befreien und sie unter seine eigene Herrschaft zu bringen.

Dem Willen Pharaos nachkommend, ließ er — immer nach den Buddhisten — die Israeliten hinausziehen vor die Mauern der Stadt. Allein anstatt auf einer der Residenz ziemlich nahen Stelle eine neue Stadt zu bauen, wie es ihm befohlen war, führte er dieselben aus dem ägyptischen Gebiete hinaus. Man begreift leicht die Entrüstung, welche sich Pharaos bemächtigen mußte, als er sah, daß Moses seinen Aufträgen zuwiderhandelte. Deshalb ließ er auch seine Soldaten marschiren, um die Flüchtlinge zu verfolgen. Da die geographischen Verhältnisse des Landes es bedingten, so muß man annehmen, daß Moses während seiner ganzen Reise längs des Gebirgs hinzog, und daß er durch den Isthmus, welchen gegenwärtig der Kanal von Suez durchschneidet, in Arabien eintrat. Dagegen ließ Pharao seine Truppen einen Weg in gerader

Linie — in der Richtung nach dem roten Meere — einschlagen. Dann, um die Israeliten, welche bereits den jenseitigen Strand des Meeresufers erreicht hatten, noch einzuholen, wollte er die Ebbe in dem von der Küste und dem Isthmus gebildeten Meerbusen benützen und ließ seine Soldaten durch die Furt marschiren.

Der Abstand zwischen den beiden Ufern des Meeresarms, den er sich ziemlich kurz vorgestellt, zeigte sich jedoch gegen seine Voraussicht derart beträchtlich, daß die Flut eintrat im Moment, da die ägyptische Armee den halben Weg des Uebergangs hinter sich hatte; deshalb konnte keiner von dem ganzen Heere dem Tod entrinnen.

Dieses Faktum, so einfach in sich selbst, wurde bei den Israeliten im Laufe der Jahrhunderte zu einer religiösen Legende umgestaltet. Sie erblickten darin ein Einschreiten der Gottheit, eine Strafe, die von ihrem Gott ihren Verfolgern auferlegt wurde. Man hat überdies Grund anzunehmen, daß Moses selbst diesen Glauben unterhielt. Das ist jedoch eine These, deren Entwicklung ich mich in einem nächsten Werke widmen werde.

Die buddhistische Chronik beschreibt alsdann kurz die Größe und den Verfall des Königreichs Israel, sowie seine Eroberung durch Fremde, welche die Eingeborenen in den Stand der Knechtschaft versetzten.

Die Widerwärtigkeiten, die auf die Israeliten

hereinbrachen und die Bitterkeit, welche hinfort ihre Tage verkümmerte, waren nach dem Chronikenschreiber die mehr als hinreichenden Ursachen, warum Gott Mitleid faßte für sein Volk, ihm zur Hilfe kommen wollte und sich entschloß, in der Gestalt eines Propheten auf die Erde herab zu steigen, damit er dasselbe auf den Weg des Heils zurückführe.

Der Zustand der Dinge in jener Epoche rechtfertigte auch den Glauben an eine durch Zeichen angekündigte, nahe bevorstehende, notwendige Ankunft Jesu.

So erklärt es sich, daß die buddhistischen Ueberlieferungen behaupten können, der ewige Geist habe sich vom ewigen Wesen getrennt und im Neugebornen einer frommen, vornehmen Familie Fleisch angenommen.

Kein Zweifel, daß die Buddhisten ebensowohl wie die Evangelisten damit andeuten wollen, daß das Kind dem königlichen Hause Davids angehörte. Nur der Evangelientext, nach welchem das Kind „geboren war vom heiligen Geist", läßt eine zweifache Auslegung zu, während nach der Lehre Buddhas, die den Gesetzen der Natur angemessener ist, der Geist sich lediglich in einem bereits geborenen Kinde inkarnirte, das Gott gesegnet und auserwählt hatte, um seine Mission hienieden auszuführen.

An dieser Stelle befindet sich in den Ueberlieferungen der Evangelisten eine Lücke. Sie

sagen uns, sei es aus Unkenntnis, oder aus Fahrlässigkeit, nichts über die Kindheit des Knaben, über seine Jugend und seine Erziehung. Sie beginnen mit der Geschichte Jesu bei seiner ersten Predigt, also mit der Zeit, da er dreißig Jahre alt in sein Heimatland zurückkehrte.

Alles was die Evangelisten gelegentlich der Kindheit Jesu melden, entbehrt vollständig der Genauigkeit. „Aber das Kind wuchs und ward stark im Geist, voller Weisheit; und Gottes Gnade war bei ihm," sagt der eine von den heiligen Verfassern, während Lukas berichtet: „Das Kind wuchs und ward stark im Geist ... und er verweilte in der Wüste bis zum Tag, wo er erscheinen mußte vor dem Volke Israel."

Da die Evangelisten ihre Berichte lange nach dem Tod Jesu verfaßten, so ist zu vermuten, daß sie nur die Erzählungen von den hauptsächlichsten Begebenheiten aus dem Leben Jesu, die sie in Erfahrung brachten, schriftlich niederlegten.

Die Buddhisten dagegen schrieben ihre Chroniken unmittelbar nach dem Leiden des Herrn; sie hatten auch die Gelegenheit, die zuverlässigsten Auskünfte über alle Punkte zu sammeln, welche sie interessirten. Deshalb geben sie uns eine vollständige und sehr detaillirte Beschreibung des Lebens Jesu.

In jenen unglücklichen Zeitläuften, wo der Kampf ums Leben jede Vorstellung von Gott zerstört zu haben scheint, erduldete das Volk

Israel die doppelte Unterdrückung des ehrgeizigen Herodes, sowie der despotischen und habsüchtigen Römer. Damals wie heute richteten die Hebräer all ihre Hoffnung auf die Vorsehung. Diese mußte, nach ihrem Glauben, einen gottbegeisterten Menschen senden, der sie von ihren physischen und moralischen Leiden erlösen sollte. Dessenungeachtet verstrich die Zeit und niemand ergriff die Initiative zu einer Empörung gegen die Tyrannei der Regierenden.

In dieser Epoche der Verwirrung und der Hoffnung vergaß das Volk Israel völlig, daß unter ihnen ein armer Israelit lebte, der in gerader Linie von ihrem König David abstammte. Jener arme Mann heiratete eine junge Tochter, welche ein wunderbares Kind zur Welt brachte.

Die Hebräer erfuhren dies, und getreu ihrer traditionellen Ergebenheit und Ehrfurcht vor dem Geschlecht ihrer Könige, gingen sie in Massen, dem vortrefflichen Vater Glück zu wünschen und das Kind zu betrachten. Augenscheinlich blieb Herodes nicht lange ohne Kenntnis all dessen, was vorgegangen war. Er fürchtete, das Kind könnte, einmal erwachsen, sich seiner Popularität mit der Aussicht bedienen, den Thron seiner Vorfahren wieder zu gewinnen. Er ließ nach dem Kinde, welches die Israeliten dem Zorne des Königs zu entziehen trachteten, suchen; und dann befahl er den abscheulichen Kindermord in der Hoffnung, Jesus würde bei dieser ungeheuren

Hekatombe von menschlichen Opfern das Leben verlieren. Aber die Familie Josephs erhielt Wind von der schrecklichen Hinrichtung, mit der sich Herodes trug und flüchtete sich nach Aegypten.

Einige Zeit darauf kam dieselbe in ihr Geburtsland zurück. Das Kind wuchs während der Wanderzüge, auf denen sein Leben mehr als einmal der Gefahr ausgesetzt war. Wie jetzt begannen auch damals die orientalischen Israeliten den Unterricht ihrer Kinder, sobald diese ins fünfte oder sechste Jahr traten. In die Notwendigkeit versetzt, sich stets verborgen zu halten, ließen die Eltern Jesu ihren Sohn nicht ausgehen. Ohne Zweifel verbrachte derselbe seine ganze Zeit mit dem Studium der heiligen Schriften, derart, daß er, nach Judäa zurückgekehrt, einen großen Vorsprung vor allen Knaben gleichen Alters hatte, was die gelehrten Greise in Verwunderung versetzte. Er stand in seinem dreizehnten Lebensjahr, dem Alter, wo nach dem jüdischen Gesetz der junge Mensch mündig wird, das Recht erhält, sich zu verheiraten, und die religiösen Pflichten gleichwie die Erwachsenen zu erfüllen.

Auch in unserer Zeit besteht bei den Israeliten noch ein altes religiöses Herkommen, welches die Mündigkeit eines Mannes auf das Alter von dreizehn zurückgelegten Jahren festsetzt. Von diesem Zeitpunkt an wird der Jüngling Mitglied der Gesellschaft und erfreut sich der gleichen Rechte

wie die Erwachsenen. Ganz auf dieselbe Weise wird seine Verheiratung in diesem Alter als zu Gesetzes Kraft bestehend und in den heißen Ländern sogar für schlechterdings notwendig gehalten. In Europa ist diese Sitte mittlerweile außer Gebrauch gekommen; sie besitzt keine Bedeutung mehr, dank dem Einfluß der Landesgesetze sowie der Natur selbst, welche hier nicht mehr so mächtig wie in wärmeren Erdstrichen die physische Entwicklung der jungen Leute fördert.

Seine königliche Abstammung, seine seltene Intelligenz und die tiefen Studien, die er gemacht hatte, ließen Jesum als eine ausgezeichnete Partie erscheinen, und die reichsten und vornehmsten Männer hätten ihn gerne als Schwiegersohn gehabt. So schätzen sich's die heutigen Juden ebenso zur Ehre, ihre Töchter dem Sohn eines Rabbiners oder eines Gelehrten zur Ehe zu geben. Allein der tiefsinnige junge Mensch, gleichsam losgelöst von allen körperlichen Dingen und verzehrt vom Durst nach Erkenntnis, verließ heimlich das Haus seiner Eltern und begab sich mit Karawanen, die zum Aufbruch bereit standen, nach Indien.

Man darf annehmen, Jesus Christus habe lieber die Reise nach Indien gewählt erstens darum, weil zu jener Zeit Aegypten selbst einen Teil der römischen Besitzungen bildete, dann aber und hauptsächlich deshalb, weil in Judäa infolge eines sehr lebhaften Handelsverkehrs mit Indien

eine Menge von Erzählungen über den majestätischen Charakter jenes wunderbaren Landes und über dessen unerhörte Reichtümer an Künsten und Wissenschaften verbreitet waren. Auch jetzt noch zielen dahin alle Aspirationen der zivilisirten Völker.

Hier verlieren die Evangelisten noch einmal den Faden des irdischen Lebens Jesu. Lukas sagt: „Er verweilte in der Wüste bis zum Tag, wo er erscheinen mußte vor dem Volke Israel.“ Das beweist einzig und allein, daß niemand wußte, wohin der heilige junge Mensch verschwunden war, der sechzehn Jahre nachher ebenso plötzlich wieder erschien.

Im Wunderlande Indien angekommen, begann Jesus die Tempel der Dschaïniten zu besuchen.

Auf der hindostanischen Halbinsel besteht noch in unseren Tagen eine Sekte, welche den Namen des Dschaïnismus trägt. Sie bildet so zu sagen einen Verbindungsstrich zwischen dem Buddhismus und dem Brahminismus und predigt die Vernichtung aller anderen Glaubensmeinungen, die sie als angesteckt von Falschheit bezeichnet. Sie geht zurück bis ins siebente Jahrhundert vor Christus und ihr Name stammt ab vom Wort „Dschaïn“ (Eroberer). Sie legte sich denselben als Symbol ihres Triumphs über ihre Rivalen bei.

Erstaunt über den Geist des jungen Menschen, bitten ihn die Dschaïniten, bei ihnen zu bleiben; allein Jesus verläßt sie, um sich in Dschagarnat

niederzulassen, wo er sich dem Studium der religiösen Lehrbücher, der Philosophie und so weiter widmet.

Dschagarnat ist eine der hauptsächlichsten heiligen Städte der Brahmanen und erfreute sich zur Zeit Christi eines großen religiösen Einflusses. Nach der Tradition wird dort in einem hohlen Baum, nahe bei einem prächtigen Tempel, der jährlich von Tausenden von Menschen besucht wird, die Asche des berühmten Brahmanen Krischna aufbewahrt. Derselbe lebte im Jahre 1580 vor Christus; er sammelte und ordnete die Vedas und nahm deren Einteilung in vier Bücher vor, nämlich: Richt, Schagur, Saman und Artafan. Krischna, der für diese Arbeit den Namen „Viassa“ (Sammler und Verteiler der Vedas) erhielt, gab gleicherweise das Vedantha und 18 Puranas heraus, die aus 400 000 Versabsätzen zusammengesetzt sind.

Ueberdies findet man in Dschagarnat eine sehr kostbare Bibliothek von Sanskritbüchern und religiösen Handschriften.

Jesus verbringt hier, mit dem Studium der Landessprache und des Sanskrit beschäftigt, sechs Jahre, was ihn befähigt, alle religiösen Lehren, die Philosophie, die Heilkunde und die mathematischen Wissenschaften gründlich zu erforschen. Er findet viel Tadelnswertes in den brahmanischen Gebräuchen und Gesetzen und hält deshalb mit den Brahmanen öffentliche Streitreden, da diese

sich bemühen, ihn vom heiligen Charakter der eingeführten Bräuche zu überzeugen. Unter anderem findet Jesus besonders das höchst unbillig, daß der Arbeiter erniedrigt sein soll, daß man ihn nicht nur der zukünftigen Güter beraubt, sondern daß man ihm sogar das Recht bestreitet, die religiösen Vorlesungen anzuhören.

Da begann Jesus vor den Sudras, der letzten Sklavenkaste zu predigen, indem er ihnen sagte, daß Gott ein Einziger ist nach ihren eigenen Gesetzen, daß alles Bestehende nur durch ihn besteht, daß vor ihm jeder gleich ist, und daß die Brahmanen den großen Grundsatz des Monotheismus verdunkelten, da sie die Worte Brahmas selbst fälschten und über alle Maßen den Nachdruck auf die äußerlichen Feierlichkeiten des Gottesdienstes legten.

Man höre, in welchen Ausdrücken Gott nach der Lehre der Brahmanen von sich selbst zu den Engeln spricht: „Ich bin gewesen von Ewigkeit her und ich werde sein ewiglich. Ich bin die erste Ursache von allem, was besteht im Osten und im Westen, im Norden und im Süden, in der Höhe und in der Tiefe, im Himmel und in der Unterwelt. Ich war vor allen Dingen. Ich bin der Geist und die Schöpfung des Weltalls und sein Schöpfer. Ich bin allmächtig; ich bin der Gott der Götter, der König der Könige; ich bin Para-Brahma, die große Seele des Universums."

Nachdem die Welt durch den einzigen Wunsch

Para=Brahmas erschienen war, schuf Gott die Menschen und setzte sie nach ihrer Farbe in vier Klassen: weiß (die Brahmanen), rot (die Kschatrias), gelb (die Veïses) und schwarz (die Sudras). Brahma zog die ersten aus seinem eigenen Mund und gab ihnen als Zugehör die Regierung der Welt, die Sorge, die Menschen in den Gesetzen zu unterrichten, sie zu heilen und über sie Recht zu sprechen. Auch haben die Brahmanen allein die priesterlichen Aemter inne, und als Prediger und Ausleger der Vedas müssen sie allein den Cölibat beobachten.

Die zweite Kaste, jene der Kschatrias, ist aus der Hand Brahmas hervorgegangen. Er machte Krieger daraus und vertraute ihnen die Aufgabe an, die Gesellschaft zu verteidigen. Alle Könige, Prinzen, Heerführer, Statthalter und Kriegsleute gehören dieser Kaste an, die mit den Brahminen Beziehungen von ausgeprägter größter Herzlichkeit unterhält. Denn die einen können ohne die anderen nicht bestehen, und der Friede des Landes hängt ab vom Bündnis zwischen der geistigen Einsicht und dem Schwert, zwischen dem Tempel Brahmas und dem königlichen Thron.

Die Veïses, welche die dritte Kaste bilden, wurden aus Brahmas eigenem Unterleib hervorgezogen. Sie sind bestimmt, die Erde zu bebauen, das Vieh zu züchten, Handel zu treiben und aller Art Handwerke auszuüben, um die Brahmanen und Kschatrias zu ernähren. Man gestattet ihnen

nur an den Festtagen, den Tempel zu besuchen und die Vorlesung der Vedas anzuhören. Zu jeder andern Zeit müssen sie ihren Geschäften obliegen.

Die letzte Kaste, jene der Schwarzen oder Sudras, ist den Füßen Brahmas entsprungen, um die niedrigen Diener und Sklaven der drei ersten Kasten zu werden. Der Lesung der Vedas beizuwohnen, ist ihnen untersagt; mit ihnen in Berührung zu kommen, gilt als Verunreinigung. Sie sind elende, jeden Menschenrechts entkleidete Wesen, welche die Mitglieder der höheren Kasten nicht einmal anschauen dürfen, und die im Erkrankungsfalle die Pflege keines Arztes erhalten können.

Der Tod allein kann sie von den Konsequenzen ihres Knechtschaftslebens befreien. Allein dazu gehört noch, daß sie ihre ganze Lebensdauer ohne Murren und Trägheit einem Mitglied der bevorzugten Klassen Dienste geleistet haben. Nur dann, wenn der Sudra mit Treue und außerordentlichem Eifer seine Obliegenheiten gegen einen Brahmanen oder Kschatrias erfüllt hat, wird ihm die Verheißung zu teil, daß seine Seele nach seinem Tod in eine höhere Kaste versetzt werden wird.

Hat es ein Sudra am Gehorsam gegen ein Mitglied der privilegirten Klasse fehlen lassen, oder hat er sich dessen Ungnade zugezogen, so wird er aus seiner Kaste verstoßen. Er sinkt

zum Rang eines Paria herab, den man aus allen Städten und aus allen Dörfern verbannt. Der Paria ist ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung, ein verworfenes Wesen, welchem man nur die niedrigsten Arbeiten zu thun erlaubt.

Die gleiche Strafe kann übrigens die Angehörigen einer andern Kaste treffen. Gleichwohl können diese durch große Reue, durch strenges Fasten und schwere Prüfungen ihren früheren Grad in ihrer Kaste zurückgewinnen, während der unglückliche Sudra für alle Zeiten verloren ist, wenn er einmal aus der seinigen ausgestoßen wird.

Durch das Vorstehende wird man sich also die Verehrung der Veïses und Sudras gegen Jesum erklären können, der sie trotz der Drohungen der Brahmanen und Kschatrias niemals verließ.

Nun tadelte aber Jesus in seinen Prèdigten nicht allein das, daß man einen Menschen des Rechts beraubte, als Mensch betrachtet zu werden, dahingegen man einen Affen oder ein Stück Marmor oder Metall anbetete, sondern er lehnte sich auch auf gegen das Prinzip des Brahmanismus selbst, gegen sein Göttersystem, seine Lehre und seine Trimurti (Dreieinigkeit), den Eckstein dieser Religion.

Man stellt Para-Brahma mit drei Gesichtern an einem einzigen Kopf dar: Das ist die Trimurti (Dreieinigkeit), zusammengesetzt aus Brahma (Schöpfer), Wischnu (Erhalter) und Siwa (Zerstörer).

Der Ursprung der Trimurti ist folgender:

Im Anfang schuf Gott die Gewässer und goß in dieselben den erzeugenden Samen aus. Dieser verwandelte sich in ein glänzendes Ei, in dem das Bild Brahmas sich widerspiegelte. Millionen von Jahrhunderten waren abgelaufen, da teilte Brahma das Ei in zwei Hälften; aus der einen, der oberen, wurde der Himmel; die untere Hälfte bildete die Erde. Hiernach stieg Brahma unter der Scheingestalt eines Kindes auf die Erde herab, ließ sich auf einer Lotosblume nieder, versenkte sich in sich selbst und stellte sich diese Frage: „Wer wird Sorge tragen für die Erhaltung dessen, was ich geschaffen habe?“ Eine Antwort ging aus seinem Munde hervor in Gestalt einer Flamme: „Ich.“ Und Brahma gab diesem Wort den Namen Wischnu, was „Erhalter“ bedeutet. Seitdem teilte Brahma sein Wesen in zwei Hälften, die eine männlich, die andere weiblich — die aktive Welt und die passive Welt, — aus deren Vereinigung Siwa „der Zerstörer“ entsprang.

Nachstehend die Eigenschaften der Trimurti: Brahma ist das schöpferische Wesen, Wischnu die erhaltende Weisheit, Siwa der zerstörende Zorn der Gerechtigkeit. Brahma ist die Substanz, aus der alles gemacht ist; Wischnu der Raum, in welchem alles lebt, und Siwa die Zeit, welche alle Dinge vernichtet.

Brahma ist das Antlitz, das alles lebendig

macht; Wischnu das Wasser, welches die Kräfte der Geschöpfe erhält; Siwa das Feuer, welches das die Dinge vereinigende Band zerreißt. Brahma ist die Vergangenheit, Wischnu das Gegenwärtige und Siwa die Zukunft. Jeder Teil der Trimurti besitzt überdies eine Frau; die Frau Brahmas ist Saraswati, die Göttin der Weisheit; jene Wischnus heißt Lackmi, Göttin der Tugend, und Siwa hat sich mit Kali vermählt, der Göttin des Todes, der allgemeinen Zerstörerin.

Dieser letzteren Verbindung entsproßten der weise Gott Ganega und Indra, der oberste der kleineren Götter. Die Zahl derselben erreicht, wenn man alle Gegenstände, welche von den Hindus göttlich verehrt werden, zu ihnen hinzurechnet, die Ziffer von 300 Millionen.

Wischnu ist achtmal auf die Erde herabgestiegen. Bald verkörperte er sich in einen Fisch, um die heiligen Bücher aus der Sintflut zu retten, bald in eine Schildkröte, dann in einen Zwerg, in ein Wildschwein, einen Löwen, bald wieder in den Königssohn Rama, in Krischna und in Buddha. Er wird ein neuntesmal erscheinen unter der Gestalt eines Reiters auf weißem Pferde, um den Tod und die Sünden auszurotten.

Jesus bestritt alle diese hierarchischen Ungereimtheiten und verneinte die Existenz von Göttern, da solches den Hauptgrundsatz des Monotheismus verdunkelte.

Als die Brahmanen sahen, daß das Volk be-

gann, die Lehre Jesu anzunehmen — der ihr Widersacher geworden war, nachdem sie gehofft hatten, denselben für ihre Partei zu gewinnen — da beschlossen sie, ihn zu töten. Allein seine Diener, die ihn sehr liebten, gaben ihm einen Wink von der drohenden Gefahr und er floh nach den Gebirgen von Nepal. Damals hatte in diesem Lande der Buddhismus tiefe Wurzeln geschlagen. Es war dies eine Art von Schisma, merkwürdig durch seine sittlichen Prinzipien und seine Ideen über die Natur der Gottheit — Ideen, welche den Menschen der Natur und die Menschen einander selbst näher brachten.

Der Stifter dieser Sekte, Çakya-Muni, ist 1500 Jahre vor Jesus Christus in Kapila, der Hauptstadt des Königreichs seines Vaters, nahe bei Nepal im Himalayagebirge, geboren. Er gehörte dem Geschlecht der Gotamiden und der Familie der alten Çakyas an. Von seiner Kindheit an zeigte er eine lebhafte Zuneigung für die Religion, und trotz der Wünsche seines Vaters verließ er dessen Pracht und den Palast, welchen er bewohnte. Sofort fing er an, gegen die Brahmanen zu predigen und zugleich die Lehren derselben zu läutern. Er starb in Kuçinagara, umringt von mehreren treuen Schülern. Sein Körper wurde verbrannt und seine Asche in mehreren Teilstücken an die Städte hinausgegeben, aus denen seine neue Lehre den Brahmanismus vertrieben hatte.

Nach der buddhistischen Doktrin verharrt der Schöpfer stets in einem Zustand vollkommener unthätiger Ruhe, die durch nichts gestört wird. Nur zu gewissen, durch das Schicksal bestimmten Zeitpunkten tritt er aus derselben heraus, um irdische Buddhas zu erschaffen. Zu diesem Zweck trennt sich der ewige Geist vom souveränen Schöpfer, nimmt Fleisch an in einem Buddha und wohnt für einige Zeit auf der Erde. Dort erschafft er Buddhissatwas (Lehrer). Die Aufgabe derselben besteht in der Predigt des göttlichen Worts und in der Gründung neuer Gemeinschaften von Gläubigen, denen sie Gesetze zu geben, und für welche sie eine neue religiöse Ordnung gemäß der Ueberlieferungen des Buddhismus einzurichten haben.

Ein irdischer Buddha ist gewissermaßen ein Reflex des souveränen schöpferischen Buddha, mit welchem er sich wiederum vereinigt, nachdem er sein Dasein auf Erden beendigt hat. Ebenso erhalten die Buddhissatwas als Ersatz für ihre Arbeiten und die Entbehrungen, welche sie hienieden erduldeten, die ewige Seligkeit und erfreuen sich dort einer durch nichts mehr gestörten Ruhe.

Jesus wohnt sechs Jahre inmitten der Buddhisten, wo er das Prinzip des Monotheismus noch jungfräulich antrifft. Sechsundzwanzig Jahre alt geworden erinnert er sich seines, von einem fremden Joch unterdrückten Vaterlandes. Er kehrt daher in seine Heimat zurück. Auf dem Wege

predigt er überall gegen den Götzendienst, die Menschenopfer und die religiösen Verirrungen; er ermahnt jedermann, Gott zu bekennen und ihn anzubeten, ihn, den Vater aller Wesen, welcher in ganz der gleichen Weise die Herren liebt wie die Sklaven. Denn sie alle sind seine Kinder, denen er seine schöne Welt zum gemeinsamen Erbe gegeben. Die Predigten Jesu brachten oft einen tiefen Eindruck auf die Völker hervor, deren Länder er durchzog; er besteht allerlei Gefahren, welche die Priesterschaft gegen ihn anzettelte und wird von Götzendienern gerettet, die gestern noch ihre Kinder den Abgöttern zum Opfer dargeboten hätten.

Auf seiner Reise durch Persien hätte Jesus beinahe eine Empörung unter den Anhängern der Lehre Zoroasters hervorgerufen. Gleichwohl töteten ihn die Priester nicht, aus Furcht, das Volk möchte ihn rächen. Sie nahmen Zuflucht zur List und führten ihn nächtlicherweile hinaus vor die Stadt, in der Erwartung, daß die wilden Tiere ihn in Stücke reißen würden. Jesus entging dieser Gefahr und kam heil und gesund im Lande Israel an.

Hier ist zu bemerken, daß die Orientalen inmitten ihrer manchmal so pittoresken Armseligkeit und des Ozeans von sittlicher Verdorbenheit, worin sie untergehen, noch heute unter dem Einfluß ihrer Priester und Lehrer stehen, sowie daß sie einen scharf hervortretenden Geschmack für Bildung besitzen und gut vorgetragene Auslegungen

leicht verstehen. Mehr als einmal ist es mir vorgekommen, daß ich das Gewissen eines Räubers oder eines Widersetzlichen wachrief, indem ich mich der einfachen Worte der Wahrheit bediente. Jene Leute, bewegt durch ein ihnen angeborenes Gefühl für Rechtschaffenheit, das jedoch die Priesterschaft im Interesse des von ihr verfolgten persönlichen Zwecks mit allen Mitteln zu ersticken bestrebt ist, — jene Leute, sage ich, wurden sehr schnell wieder ehrlich und fanden nicht genug Verachtung mehr für die, welche sie mißbraucht hatten.

Einzig durch die Kraft eines Worts der Wahrheit könnte man aus dem gesamten Indien mit seinen 300 Millionen Götzen ein ungeheures christliches Land machen. Aber ... ohne Zweifel würde dieses schöne Projekt gewissen Christen einen Nachteil bringen, die ähnlich den Priestern, von welchen ich oben gesprochen habe, auf die Unwissenheit des gemeinen Volks spekuliren, um sich zu bereichern!

Der heilige Lukas sagt: „Und er, Jesus, war, als er begann, etwa dreißig Jahre alt." Nach dem buddhistischen Chronikenschreiber hätte Jesus in seinem neunundzwanzigsten Jahr sein Predigtamt begonnen. Alle jene Reden, welche von den Evangelisten nicht erwähnt, sondern von den Buddhisten aufbewahrt wurden, sind merkwürdig wegen ihrer charakteristischen göttlichen Hoheit. Der Ruf des neuen Predigers verbreitete sich schnell im Lande, und Jerusalem erwartete un-

geduldig seine Ankunft. Als er sich der heiligen Stadt näherte, zogen ihm alle Einwohner entgegen und führten ihn im Triumph nach dem Tempel. Das entspricht auch der christlichen Ueberlieferung. Die Vorsteher und die Gelehrten, welche ihm zuhörten, bewunderten seine Predigten und freuten sich des wohlthätigen Eindrucks, den die Worte Jesu auf die Volksmenge hervorbrachten. Alle merkwürdigen Reden Jesu sind voll erhabener Worte.

Indessen sah der Landpfleger Pilatus die Sache nicht mit den nämlichen Augen an. Von diensteifrigen Beamten erfuhr er, daß Jesus die nahe Ankunft eines neuen Reichs, die Wiederaufrichtung des Thrones Israel verkündigte; er ließe sich „Sohn Gottes“ nennen, gesandt, um den Mut der Israeliten wieder zu beleben, denn er, der König von Judäa, werde binnen kurzem den Thron seiner Väter besteigen.

Ich will Jesu durchaus nicht die Rolle eines Revolutionärs zuschreiben. Allein es ist mir sehr wahrscheinlich, daß er das Volk bearbeitete in der Absicht, den Thron wieder aufzurichten, der ihm mit vollem Recht zukam. Von Gott begeistert und gleicher Zeit überzeugt von der Legitimität seiner Ansprüche, predigte Jesus daher die geistige Einigung des Volkes, damit eine politische Einigung daraus erfolgen möchte.

Durch diese Gerüchte beunruhigt, ließ Pilatus die Gelehrten und Aeltesten des Volkes zusammen=

rufen. Er beauftragte sie, Jesu das öffentliche Predigen zu untersagen, ihn sogar im Tempel zu verurteilen unter der Beschuldigung, er sei vom Glauben abgefallen. Das war das beste Mittel, sich eines gefährlichen Menschen zu entledigen, dessen königliche Abstammung Pilatus kannte und dessen Ruhm beim Volk im Zunehmen war.

In dieser Hinsicht muß bemerkt werden, daß die Israeliten — weit entfernt, Jesum zu verfolgen — in ihm den Abkömmling des berühmten Herrscherhauses Davids anerkannten und denselben zum Gegenstand ihrer geheimen Hoffnungen machten. Das erhellt aus dem Evangelium selber, welches erzählt, wie Jesus in aller Freiheit im Tempel predigte, in Gegenwart der Aeltesten, die ihm nicht nur den Zutritt zum Gotteshause, sondern auch die Predigten hätten verbieten können.

Als das Synedrium den Befehl des Pilatus erhalten hatte, versammelte es sich und forderte Jesum auf, vor seinem Richterstuhl zu erscheinen. Infolge der Untersuchung thaten aber die Mitglieder des Synedriums dem Pilatus zu wissen, daß sein Verdacht unbegründet sei; Jesus mache nur eine religiöse Propaganda und keine politische, er predige nur das göttliche Wort, umsomehr als Jesus sage, er sei nicht gekommen, um die Gesetze Mosis umzustürzen, sondern um sie wieder aufzurichten. Der buddhistische Chronikenschreiber bestätigt nur diese Sympathie, welche unzweifel-

haft zwischen dem jungen Prediger Jesus und den Aeltesten des Volkes Israel bestand. Daher auch ihre Antwort: „Man verurteilt nicht einen Gerechten.“

Pilatus beruhigte sich durchaus nicht; er fuhr fort nach einer Gelegenheit zu suchen, um Jesum vor ein neues und zwar ordentliches Gericht laden zu lassen. Zu dem Ende setzte er eine Menge von Agenten zu seiner Verfolgung in Bewegung; sie sollten ihn überwachen und schließlich gefänglich einziehen.

Wollte man den Evangelisten Glauben schenken, so wären es die Pharisäer und Hebräer gewesen, die Jesum zu töten gesucht hätten, während die buddhistische Chronik bestimmt erklärt, daß Pilatus allein dafür verantwortlich gemacht werden muß. Diese Version ist offenbar viel wahrscheinlicher als die Erzählung der Evangelisten: Die Eroberer Judäas konnten nicht lange die Gegenwart eines Menschen dulden, der dem Volk die nahe Befreiung vom fremden Joch ankündigte. Da die Popularität Jesu angefangen hatte, dem Pilatus Sorgen zu machen, so darf man vermuten, daß *dieser* Spione nach dem jungen Prediger ausschickte und sie beauftragte, ihm seine Worte und seine geringsten Handlungen aufzumutzen. Als richtige „agents provocateurs“ bemühten sich die Helfershelfer des römischen Statthalters überdies, Jesu durch Stellung von verfänglichen Fragen einige unvorsichtige Worte auszupressen,

die Pilatus erlaubt hätten, strenge gegen ihn zu verfahren. Würde die Predigt Jesu den hebräischen Gelehrten und Priestern mißfallen haben, so hätten sie einfach dem Volke geboten, ihn nicht anzuhören, ihm nicht zu folgen, und hätten ihm den Eintritt in den Tempel untersagt. Nun aber erzählen die Evangelisten, daß Jesus inmitten der Israeliten eine große Freiheit genoß, und ebenso in den Tempeln, wo Pharisäer und Gelehrte mit ihm verkehrten.

Um ihn verurteilen zu können, ließ ihn Pilatus der peinlichen Frage unterwerfen; es sollte ihm das Geständnis des Hochverrats abgezwungen werden.

Da aber Pilatus sah, daß die Folterqualen nicht zum gewünschten Resultat führten, und daß Jesus im Gegensatz zu dem, was bei anderen unschuldigen, aber durch die Leiden geschwächten Angeklagten am öftesten vorkam, sich noch nicht selbst angeklagt hatte, um den schrecklichen Folterpeinen um jeden Preis zu entrinnen — da befahl er, man solle zu den äußersten Grausamkeiten schreiten, um den Tod Jesu durch Erschöpfung der Kräfte herbei zu führen. Indessen setzte Jesus allem, was die Grausamkeit seiner Henker nur erdenken konnte, einen unerschütterlichen Widerstand entgegen, indem er seinen ganzen Mut seiner Willenskraft und dem Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache entlehnte, welche jene des Volks und Gottes selbst war.

Jesus war gefoltert worden — das rief die Unzufriedenheit der Aeltesten hervor. So beschlossen sie denn, zu seinen Gunsten zu interveniren, und verlangten, man solle ihn vor dem Osterfest in Freiheit setzen.

Mit ihrem Begehren von Pilatus abgewiesen, entschlossen sie sich, fest darauf zu bestehen, daß er vor das Gericht gestellt würde, weil sie von seiner Freisprechung überzeugt waren. Dieselbe schien um so sicherer, als das gesamte Volk sie sehnlichst wünschte.

In den Augen der Priester war Jesus ein Heiliger, welcher der Familie Davids angehörte, und seine ungerechte Gefangenschaft, oder, was noch schwerer ins Gewicht gefallen wäre, seine Verurteilung, hätte die Feierlichkeit des großen Nationalfestes der Israeliten mit tiefer Trauer beladen.

Als sie den Mißerfolg ihres ersten Antrags erfuhren, baten sie daher dringend, die Gerichtsverhandlung solle vor dem Feste stattfinden. Diesmal trat Pilatus ihrem Wunsche bei; aber er ließ gleichzeitig mit Jesus zwei Straßenräuber richten. Dadurch wollte Pilatus in den Augen des Volkes die Bedeutung der Thatsache mildern, daß ein Unschuldiger vom Tribunal gerichtet wurde; und indem er nicht Jesum allein verurteilen ließ, wollte er die Volksmasse nicht unter dem trüben Eindruck eines im voraus diktirten Gerichtsspruchs halten. Im Gegenteil verwischte

die gleichzeitige Verurteilung Jesu und der zwei Räuber beinahe die Ungerechtigkeit, welche man in Hinsicht auf den einen Angeschuldigten beging.

Die Anklage war auf die Aussagen gedungener Zeugen gegründet.

Während der Gerichtsverhandlung benützte Pilatus die Worte Jesu, der über das Königreich der Himmel predigt, um die gegen letzteren formulirte Klage zu rechtfertigen. Er rechnete dabei, wie es scheint, auf den durch Jesu Antworten hervorgebrachten Eindruck, sowie auf sein eigenes Ansehen, um die Mitglieder des Gerichtshofs zu bestimmen, die näheren Umstände des zu beurteilenden Falls nicht allzu ängstlich zu prüfen und jenen Richterspruch zu verkünden, den er gefällt zu sehen wünschte.

Nachdem er den vollständig sachgemäßen Bescheid der Richter vernommen, daß aus den Worten Jesu für diesen ein der Anklage fast nur diametral entgegengesetztes Rechtsverhältnis resultirte, und daß er darauf hin nicht verurteilt werden könnte, da nahm Pilatus das letzte Mittel zu Hilfe, über welches er noch verfügen konnte, die Zeugenaussage des Verräters, die nach der Meinung des Statthalters einen sehr tiefen Eindruck auf die Richter machen mußte. Der Elende, der kein anderer war als Judas, klagte Jesum förmlich an, er habe das Volk zur Empörung aufgereizt.

Jetzt fand ein Auftritt statt, welcher allem,

was wir Hocherhabenes kennen, gleichkommt. Als Judas seine Aussage Punkt für Punkt darlegte, wandte sich Jesus gegen ihn, und nachdem er ihn gesegnet, sprach er: „Dir wird verziehen werden; denn das, was du sagst, kommt nicht von dir.“ Und dann richtet er das Wort an den Landpfleger: „Warum erniedrigst du deine Würde, und weshalb lernst du deinen Untergebenen an, in der Lüge zu leben, da du doch, selbst ohne solches, die Gewalt hast, einen Unschuldigen zu verurteilen?“

Ein rührendes und erhabenes Wort! Jesus Christus zeigt sich da in seiner ganzen Hoheit, indem er zuerst den Angeber überführt, sein Gewissen verkauft zu haben, dann indem er ihm verzeiht. Hierauf wendet er sich an den Statthalter und wirft ihm vor, daß er, um seine Verurteilung zu erzielen, zu Schritten Zuflucht genommen habe, welche seine Würde so sehr herabsetzten.

Die Beschuldigung, die Jesus gegen Pilatus erhob, ließ den Landpfleger seine Stellung und die Klugheit, die er ganz hätte zusammennehmen sollen, völlig vergessen. Darum forderte er von den Richtern gebieterisch die Verurteilung Jesu und — als ob er die unbeschränkte Gewalt, über welche er gebot, hätte zeigen wollen — die Freisprechung der zwei Straßenräuber.

Die Richter fanden die Forderung des Pilatus, daß man die zwei Schächer freisprechen, und daß Jesus, obgleich unschuldig, verurteilt werden

sollte, ungerecht. Sie weigerten sich, dies doppelte Verbrechen gegen ihr Gewissen und ihre Gesetze zu begehen. Da sie aber dem Kampf mit jenem, der das Recht besaß, in letzter Instanz zu richten, nicht gewachsen waren, und da sie denselben fest entschlossen sahen, sich eines Mannes zu entledigen, der die römischen Obrigkeiten in Schatten stellte, so ließen sie ihn das Urteil aussprechen, das ihm so sehr am Herzen lag. Um die Vorwürfe des Volkes, welches ihnen die Schuld an einem ungerechten Richterspruch nicht verziehen haben würde, zu vermeiden, wuschen sie sich beim Herausgehen aus dem Saal, in dem das Gericht Sitzung hielt, die Hände, um damit anzuzeigen, daß der Tod des gerechten Jesus, welchen das Volk verehrte, nicht ihnen zur Last fiele.

Es ist zehn Jahre, da las ich in einem deutschen Journal, im „Fremdenblatt", einen Artikel über Judas. Der Autor bemüht sich, darin zu beweisen, daß der Angeber der beste Freund Jesu gewesen wäre. Nur aus Liebe zu seinem Meister hätte ihn Judas verraten, in seinem blinden Glauben an die Worte des Erlösers, welcher sagte, sein Reich würde nach seinem Leiden ankommen. Allein als er ihn am Kreuze gesehen, und nachdem er vergeblich seine augenblickliche Auferstehung erwartet hatte, die er für nahe bevorstehend hielt, da hätte sich Judas gehenkt, weil er den ihn erdrückenden Schmerz nicht überwinden konnte.

Es ist unnütz, bei dieser, im übrigen ziemlich eigentümlichen gelehrten Ausführung länger zu verharren.

Um auf den Bericht des Evangeliums und die buddhistische Chronik zurück zu kommen, so ist es sehr leicht möglich, daß der gedungene Angeber Judas war, wenn auch die buddhistische Darstellung über diesen Punkt stumm bleibt. Was die Gewissensbisse anbelangt, die den Angeber dazu gebracht haben sollten, sich den Tod zu geben, so schenke ich ihnen kein Zutrauen. Ein Mensch, der fähig ist, eine ähnliche Niederträchtigkeit zu begehen, und gegen irgend jemand aus seinem Bekanntenkreise eine offenbar falsche Anklage zu erheben, und das nicht aus Neid oder Rachsucht, sondern um eine Hand voll Geld, ein solcher Mensch, sage ich, ist psychisch nur wenig wert. Er weiß nicht, was Rechtschaffenheit und Gewissen ist, und Gewissensbisse sind ihm unbekannt.

Es läßt sich vermuten, daß der Landpfleger da für sich selbst gehandelt hat, wie dies bisweilen auch in unseren Tagen geschieht, sobald es notwendig wird, dem Volke ein wichtiges und kompromittirendes Geheimnis zu verbergen, das ein ähnlicher vaterlandsloser Mensch sehr leicht verraten könnte, ohne sich anders um die Folgen zu bekümmern. Man wird darum den Judas ganz getrost gehenkt haben, um ihn zu verhindern, eines Tages zu offenbaren, daß die Denunziation, deren Opfer Jesus geworden, von der Regierung selbst ausging.

Am Tag der Hinrichtung stellte sich eine zahlreiche Abteilung römischer Soldaten rings um das Kreuz auf, um das Volk von der Befreiung dessen abzuhalten, welcher den Gegenstand seiner hohen Verehrung bildete. Unter diesen Umständen bewies Pilatus eine außerordentliche Beharrlichkeit und Entschlossenheit. Allein wenn schon, dank den von ihm getroffenen Vorsichtsmaßregeln, die Empörung nicht zum Ausbruch kam, so konnte er doch nicht verhindern, daß das Volk nach der Exekution den Untergang seiner Hoffnungen beweinte, die mit dem letzten Sprößling des Geschlechts Davids zusammenbrachen. Das ganze Volk ging, um am Grabe Jesu zu beten. Obgleich wir keine genauen Auskünfte über die ersten Tage nach dem Leiden des Herrn besitzen, werden wir doch die Auftritte, welche dort stattfinden mußten, uns mittelst wahrscheinlicher Konjekturen vorstellen können. Es ist sehr annehmbar, daß der kluge Statthalter des römischen Cäsars alle möglichen Mittel anwandte, um die Erinnerung an Jesus zu verscheuchen, als er sah, daß dessen Grab der Versammlungsort zu allgemeinen Wehklagen und ein Gegenstand der nationalen Trauer wurde. Er mußte fürchten, das Andenken an diesen Gerechten würde die Erbitterung der Bevölkerung erregen und das ganze Land sich gegen das fremde Joch auflehnen. Pilatus ließ anfänglich den Leichnam begraben. Die Soldaten, denen die Bewachung des Grabes anvertraut

war, dienten drei Tage lang als Zielscheibe des Spottgelächters und der Schimpfreden des Volkes, welches der Gefahr Trotz bot und, den großen Märtyrer zu verehren, in Massen herbeikam. Da befahl Pilatus seinen Soldaten, den Leichnam in der Nacht, während welcher die Wallfahrt aufhörte, auszugraben und ihn anderswo heimlich zu beerdigen. Das erste Grab ließ er offen und zog seine Wache davon zurück, damit die Einwohner sehen konnten, daß Jesus verschwunden war. Aber Pilatus verfehlte seinen Zweck. Denn da die abergläubischen, dem Glauben an Wunder ergebenen Hebräer am andern Tage den Leichnam ihres Lehrers nicht mehr im Grabe fanden, so erklärten sie denselben für auferstanden von den Toten.

Wie hat diese Legende Wurzel fassen können? Darüber wissen wir nichts. Vielleicht existirte sie lange Zeit nur im latenten Zustande und verbreitete sich im ersten Anfang lediglich unter dem niedrigen Volk. Vielleicht sahen die kirchlichen Autoritäten der Hebräer diese harmlose Glaubensmeinung, welche den Unterdrückten den Schatten einer Genugthuung gegenüber ihren Unterdrückern verlieh, mit Nachsicht an. Es hat das nichts auf sich; damals aber, als die Legende von der Auferstehung Jesu endlich allgemein bekannt war, fand sich niemand, der mutig genug gewesen wäre, deren Unmöglichkeit zu beweisen.

Was die Auferstehung anbelangt, so ist zu

bemerken, daß die Seele des Gerechten sich nach den Buddhisten mit dem ewigen Wesen vereinigt, während die Evangelisten vielmehr auf die Auferstehung des Leibes Gewicht legen. Indessen scheint es mir, daß die Evangelisten und Apostel sehr wohl gethan haben, eine plastische Beschreibung der Auferstehung zu geben. Denn andernfalls, nämlich wenn das Wunder weniger materiell gewesen wäre, hätten ihre Predigten in den Augen der Völker nicht jene göttliche Autorität besessen, nicht jenen so offenbar göttlichen Charakter, der das Christentum in unserer Zeit noch schmückt. Denn es ist die einzige Religion, der die Fähigkeit innewohnt, die Völker in dem versöhnlichen Zustand einer erhabenen Begeisterung unter sich in Einklang zu bringen, ihre wilden Instinkte zu besänftigen und sie der großen und einfachen Natur zu nähern, welche Gott, sagt man, dem schwachen Zwerg anvertraut hat, der Mensch heißt.



Erklärende Bemerkungen.

Kapitel III.

§§ 3, 4, 5, 7.

Die Geschichte aller Völker zeigt uns, daß eine Nation, wenn sie den höchsten Gipfel ihres Kriegsruhms und ihres Reichtums erreicht hat, fast sofort auf den Abhang des Verfalls und des sittlichen Niedergangs zu gleiten beginnt. Nachdem die Israeliten sich als die ersten diesem Gesetz der Völkerentwicklung unterzogen hatten, benützten solches die benachbarten Nationen, um die verweichlichten, den Ausschweifungen ergebenen Nachkommen Jakobs mit Krieg zu überziehen.

§ 8.

Das Land der Romelen — nämlich das Vaterland des Romulus, jetzt Rom.

§§ 11, 12.

Man muß zugestehen, daß die Israeliten ungeachtet ihres unbestreitbaren Verstandes und ihrer Intelligenz niemals an den morgenden Tag

gedacht zu haben scheinen. In dieser Hinsicht allen anderen orientalischen Völkern ähnlich, erinnerten sie sich nur im Unglück ihrer begangenen Fehler, die sie jedesmal mittelst Jahrhunderte langer Sklaverei wieder gut machen mußten.

Kapitel IV.

§ 6.

Wie leicht zu merken ist, handelt es sich in diesem Vers um Joseph, welcher in gerader Linie vom König David abstammte. Man kann mit dieser etwas unbestimmten Angabe die folgenden Verse des Evangeliums vergleichen:

Ein Engel des Herrn erschien ihm im Traume und sprach: „Joseph, Sohn Davids, fürchte dich nicht, zu dir zu nehmen Maria“ ... (Evangelium nach Matthäus I, 20.)

Das Volk aber, das voranging und das folgte, rief und sprach: „Hosianna dem Sohne Davids!“ (Evangel. nach Matth. XXI, 9.)

Zu einer Jungfrau, die vermählt war mit einem Manne, Namens Joseph, vom Hause Davids ... (Evangel. nach Lukas I, 27.)

Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben ... (Evangel. nach Lukas I, 32.)

Und er, Jesus, war, als er sein Amt begann, etwa dreißig Jahre alt; wie man dafür hielt, Sohn Josephs; dieser des Heli, dieser des ... Nathan; dieser Davids. (Evangel. nach Lukas III, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31 u. s. w.).

§ 7.

Das Alte und das Neue Testament lehren uns, daß Gott dem David versprochen hat, er werde seinen Thron wieder aufrichten und einen seiner Nachkommen darauf setzen.

§§ 8, 9.

Das Kind aber wuchs und ward stark im Geist, voller Weisheit; und Gottes Gnade war bei ihm.

Und es begab sich nach dreien Tagen, funden sie ihn im Tempel sitzen mitten unter den Lehrern, daß er ihnen zuhörete und sie fragete.

Und alle, die ihm zuhöreten, verwunderten sich seines Verstandes und seiner Antwort.

Und er sprach zu ihnen: „Was ist's, daß ihr mich gesucht habt? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?"

Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen. (Evangel. nach Lukas II, 40, 46, 47, 49, 52.)

Kapitel V.

§ 1.

„Sindh" ist ein von den Persern in „Ind" umgewandeltes Sanskritwort; „Arya" der antike Name der Einwohner von Indien; er bezeichnete anfänglich einen „Menschen, welcher die Erde bebaut", oder einen „Landmann". Im Altertum besaß er eine rein ethnographische Bedeutung; der Name erhielt jedoch später einen religiösen

Sinn, besonders jenen eines „Menschen, welcher glaubt.“

§ 2.

Der heilige Lukas sagt (I, 80): „Und das Kindlein wuchs und ward stark im Geist, und war in der Wüste, bis daß er sollte hervortreten vor das Volk Israel.“ Die Evangelisten sagen, daß Jesus in der Wüste verweilte; die Buddhisten erklären nur die Lesart des Evangeliums, wenn sie angeben, wo sich Jesus während seiner Abwesenheit von Judäa befand. Ihnen zufolge hat er den Sindh überschritten, ein Name, welcher, um sprachrichtig zu reden, „Strom“ (Indus) bedeutet. Bei diesem Wort ist zu bemerken, daß viele Sanskritwörter bei ihrem Uebergang in die persische Sprache die gleiche Umwandlung des s in h erlitten. Wir führen zum Beispiel an:

Sapta (im Sanskrit) bedeutet sieben = hafta (im Persischen);

Sam (im Sanskrit), egal = ham (im Persischen);

Mas (im Sanskrit), Mund = mah (im Persischen);

Sur (im Sanskrit), Sonne = hur (im Persischen);

Das (im Sanskrit), zehn dah (im Persischen);

Loco citato: . . . „und jene, welche an den Gott Dschaïn glaubten.“

Noch in unseren Tagen besteht auf der hindostanischen Halbinsel eine Sekte, welche den Namen

„Dschaïnismus" führt. Sie bildet sozusagen einen Verbindungsstrich zwischen dem Buddhismus und dem Brahmanismus, und predigt die Verachtung aller anderen Glaubensmeinungen, die sie für angesteckt von Falschheit erklärt. Sie geht zurück bis zum siebenten Jahrhundert vor Christus; ihr Name stammt ab vom Wort „Dschaïn" (Eroberer), welchen sie sich beilegte als Symbol ihres Triumphs über ihre Rivalen.

§ 4.

Jede der achtzehn Puranaschriften teilt sich in fünf Abteilungen, die außer den kanonischen Gesetzen, den Riten und den Kommentaren über die Erschaffung, Zerstörung und Auferstehung der Welt, noch die Theogonie, die Heilkunde und selbst die Handwerke behandeln.

Kapitel VI.

§ 12.

Nur dem Einschreiten der Engländer ist es zu verdanken, daß die, hauptsächlich der Todesgöttin Kali dargebrachten Menschenopfer unlängst ein Ende genommen haben. Man stellt die Göttin Kali aufrecht stehend dar, den Fuß auf dem Leichnam eines Menschen, dessen Kopf sie in einer ihrer unzähligen Hände hält, während eine andere ein blutbeflecktes Schwert schwingt. Die Augen und der Mund, weit geöffnet, drücken Leidenschaft und Grausamkeit aus.

Kapitel VIII.

§§ 3, 4.

Zoroaster lebte 550 Jahre vor Christus. Er begründete die Lehre vom Kampf des Lichts mit den Finsternissen; eine Lehre, welche in sehr detaillirter Weise im Zend-Avesta (Wort Gottes) ausgelegt wird. Derselbe ist in der Zendsprache geschrieben und soll ihm nach der Legende von einem Engel im Paradies eingehändigt worden sein.

Nach der Lehre Zoroasters muß man Mithra (die Sonne) anbeten, von der Ormuzd, der Gott des Guten, und Ariman, jener des Bösen abstammen. Die Welt wird endigen, wenn Ormuzd über seinen Nebenbuhler Ariman triumphirt haben wird, der sodann in seine ursprüngliche Quelle, Mithra, zurückkehrt.

Kapitel X.

§ 16.

Dem Evangelisten zufolge ist Jesus in Bethlehem geboren, was von der buddhistischen Darstellung bestätigt wird. Denn nur von Bethlehem aus, das in sieben Kilometer Entfernung von Jerusalem liegt, erblickt man die Mauern dieser letzteren Stadt.

Kapitel XI.

§ 15.

Die Lehre des göttlichen Erlösers ist beinahe vollständig in den Evangelien enthalten. Was

die Umwandlung von Menschen in Kinder anbelangt, so ist vor allem die Unterredung bekannt welche zwischen Jesus und Nikodemus stattfand.

Kapitel XII.

§ 1.

„Darum sage uns, was dünket dich? Ist's recht, daß man dem Kaiser Zins gebe, oder nicht?" (Evangel. nach Matth. XXII, 17.)

§ 2.

Da sprach er zu ihnen: „So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist." (V. d. Evangel.)

Kapitel XIV.

§ 3.

Den buddhistischen Glaubenslehren zufolge verlieren die irdischen Buddhas bei ihrem Tod das Bewußtsein von ihrer (bisherigen) selbständigen Existenz und vereinigen sich mit dem ewigen Geist.

§§ 10, 11.

Ohne Zweifel wird hier von den Aposteln und ihrer Wirksamkeit inmitten der benachbarten Völker gesprochen — einer Wirksamkeit, die in jener Zeit nicht unbemerkt bleiben konnte, wegen der grandiosen Ergebnisse, welche die Predigt der neuen, auf der Liebe des Nächsten gegründeten religiösen Prinzipien im Schoße von Völkerschaften erzielte, welche Religionen bekannten,

denen die Grausamkeit ihrer Götter als Grundlage diente.

Ohne mir große gelehrte Abhandlungen oder allzu sehr ins kleinliche gehende Analysen in Bezug auf jeden Vers zu erlauben, habe ich es für nützlich gehalten, meine Arbeit mit einigen kurzen erläuternden Anmerkungen zu begleiten, und ich überlasse dem Leser die Sorge, sich der gleichen Mühe hinsichtlich des Restes zu unterziehen.



